

hörstadt

Labor für Akustik,  
Raum und Gesellschaft

Niedermayrweg 7  
4040 Linz / Donau

+43-732-78132430  
office@hoerstadt.at  
www.hoerstadt.at

Endbericht

# Inklusive Akustik

**Phase 2**

**Dialoge · Handlungsfelder · Konzepte**

Peter Androsch/Reinhard Kren

Ein *Hörstadt*-Projekt  
in Kooperation mit Landesrat Stefan Kaineder und dem  
Umweltressort der Oberösterreichischen Landesregierung

**2021/22**

März 2022



# Inklusive Akustik

## Dialoge - Handlungsfelder - Konzepte

0	Zum Projekt <i>Inklusive Akustik</i> : Phasen und Perspektiven ....	3
1	Ausgangspunkt: <i>Grundlagen einer Inklusiven Akustik</i> .....	4
2	Prozess: Dialoge, Diskussionen, Reflexionen .....	5
3	Vergewisserung: Zum Begriff <i>Inklusive Akustik</i> .....	6
	3.1 Grundlage und Reichweite der <i>Akustik</i> : „eine Stimme haben“ und „Gehör finden“	
	3.2 Verständnis: <i>Inklusion</i>	
	3.3 Effekte: ein Beispiel <i>Inklusiver Akustik</i>	
4	Handlungsfelder: Skizzen und Konzepte .....	10
	4.1 Schule als akustischer Raum .....	10
	4.1.1 Stimme(n)	
	4.1.2 Räume	
	4.1.3 Hören und Gehör finden	
	4.2 Akustische Gesundheit .....	19
	4.2.1 Perspektivenwechsel: Prävention statt Reparatur	
	4.2.2 Folgen akustischer Situationen: Beispiel Neonatologie	
	4.2.3 Sensibilisierungen	
	4.3 Akustischer Lebensraum Stadt .....	25
	4.3.1 Wohnen und leben	
	4.3.2 Leben und wirtschaften	
	4.3.3 Leben zwischen „öffentlich“ und „privat“	
	4.4 Akustische Teilhabe: Medien und Öffentlichkeit .....	32
	4.4.1 Teilhabe: hören und wahrnehmen	
	4.4.2 Teilhabe: eine Stimme haben	
	4.4.3 Gehör finden – Vielfalt und <i>Inklusion</i>	
	4.5 <i>Inklusion</i> als praktische Bildung: „ <i>Inklusive Schule des Hörens</i> “ ...	37
	4.5.1 Spezifische Kompetenzen	
	4.5.2 Hören als bewusster Akt: „ <i>Inklusive Schule des Hörens</i> “	
	4.5.3 <i>Inklusion</i> : Win-Win inklusive	
5	Ausblick: Projektphase 3 .....	42
	5.1 Podium/Enquete: Öffentlicher Diskurs	
	5.2 Perspektive: <i>Netzwerk Inklusive Akustik</i>	



## Anhänge

- Anhang BR Auszüge aus dem Gespräch mit *Susanne Breitwieser*
- Anhang KE Auszüge aus dem Gespräch mit *Gabriele Kepplinger*
- Anhang KU Auszüge aus dem Gespräch mit *Birgit Kurtz*
- Anhang MÄ Auszüge aus dem Gespräch mit *Marcus Mäder*
- Anhang MO Auszüge aus dem Gespräch mit *Thomas Mohrs*
- Anhang SE Auszüge aus dem Gespräch mit *Susanne Seyfert*
- Anhang WI Auszüge aus dem Gespräch mit *Martin Windtner*
  
- Anhang PP Übersicht Projektphase 2 / Ausblick Projektphase 3



## 0 Zum Projekt *Inklusive Akustik*: Phasen und Perspektiven

Einer der zentralen Texte der *Hörstadt* ist in Kooperation mit dem Hauptverband der österreichischen Sozialversicherungsträger entstanden: *Grundlagen einer Inklusiven Akustik* (2018). In ihm haben die Autoren Peter Androsch und Reinhard Kren Wirk- und Bedeutungsebenen der Akustik für Menschen – von der alltäglichen Lebensqualität bis hin zur Teilhabe an Entscheidungsprozessen – und damit Perspektiven für neue Wege im Umgang mit Schall herausgearbeitet.

Phase 1 – 2017/18

Diese Erkenntnisse und Vorschläge sind 2021/22 in einer zweiten Phase zur Entwicklung der *Inklusiven Akustik* im Dialog mit Vertreter:innen und Fachleuten verschiedener gesellschaftlicher Felder reflektiert und vertieft worden. Ergebnis dieses diskursiven Prozesses ist – fußend auf der jeweils besonderen Fachexpertise der Teilnehmer:innen – die Identifikation von Handlungsfeldern, in denen die Grundüberlegungen der *Inklusiven Akustik* bzw. deren Elemente Anwendung finden können. Diese möglichen Handlungsfelder werden im vorliegenden Endbericht weiter ausgestaltet und dokumentiert.

Phase 2 – 2021/22

Die dritten Phase könnte eine öffentliche Reflexionsrunde in Form eines Podiums bzw. einer Enquete bilden, die das Thema auf unterschiedlichen Ebenen ins öffentliche Bewusstsein bringt und den Diskurs mit spezifischen Gruppen und ‚Stakeholdern‘ anregt.

Phase 3 – 2022/23

Dieses Podium bzw. diese Enquete könnte Ausgangspunkt und Auftakt für weitere Schritte sein: Begleitet von einem interdisziplinären *Netzwerk Inklusive Akustik* ließen sich für die dargelegten Handlungsfelder konkrete Projektideen formulieren und strategische Konzepte zur Praxisanwendung entwickeln. Durch die Umsetzung dieser (Einzel-)Projekte könnten spezifische Elemente der *Inklusiven Akustik* in der Praxis erprobt und empirisch untersucht werden.

Ausblick



## 1 Ausgangspunkt: *Grundlagen einer Inklusiven Akustik*

Als Ausgangspunkt und Diskussionsgrundlage für die zweite Projektphase fungiert der Text *Grundlagen einer Inklusiven Akustik* (2018).<sup>1</sup> Darin haben Peter Androsch und Reinhard Kren ausgehend vom physischen Phänomen Schall und seiner Bedeutung für Menschen ‚akustische‘ Handlungsspielräume erschlossen und unter Einbeziehung von Expert:innen bereits einige konkrete Felder umrissen, in denen diese genutzt werden können.

Leitende Fragen waren dabei unter anderem:

- Welche Bedürfnisse befriedigen Menschen durch Schall?
- Inwiefern kann Schall als Ressource verstanden werden?
- Wie lässt sich bewerkstelligen, dass möglichst alle Menschen ihre ‚akustischen Bedürfnisse‘ befriedigen können?
- Wodurch zeichnet sich die *Inklusive Akustik* aus und was bedeutet in diesem Zusammenhang der *inklusive* Zugang?
- Was kann eine *Inklusive Akustik* für die Gesellschaft leisten?
- Wie kann man den vielfältigen individuellen ‚akustischen Anforderungen‘ in der Praxis bestmöglich gerecht werden – und wie lassen sich diese auch in gesellschaftliche Konzepte und Prozesse integrieren?

Durch die Lektüre der *Grundlagen einer Inklusiven Akustik* haben die Dialogpartner:innen der zweiten Projektphase einen vielfach anschlussfähigen thematischen Überblick gewonnen – für Anknüpfungen, Vertiefungen und als Bezugspunkt eigener Erfahrungen ebenso wie für Kritik, Rückfragen und Verge-  
wisserungen.

---

<sup>1</sup> Der Text ist abrufbar unter <http://hoerstadt.at/projekte/inklusive-akustik>. Die Abrufbarkeit aller angegebenen Internetquellen wurde am 28. März 2022 überprüft.



## 2 Prozess: Dialoge, Diskussionen, Reflexionen

Ein diskursiver Prozess bildet den Schwerpunkt der Projektphase 2 im Jahr 2021/22: Gesucht wurde der Austausch mit Expert:innen und Vertreter:innen aus Feldern mit – aus Sicht der *Inklusiven Akustik* – integralen akustischen Komponenten. Die Bedeutung der Akustik kann in diesen Praxisfeldern unterschiedlich gewichtet und auch unterschiedlich offensichtlich bzw. bewusst sein.

Angefragt wurden Personen aus folgenden Bereichen:

- Pädagogik bzw. Lehrer:innenausbildung
- Stimmbildung / Sprechbildung
- Wirtschaft (Handel)
- Gesundheitswesen
- Medien
- Architektur
- Technische Praxis (Akustik)
- Forschung (Medizin, Psychologie, Neurophysiologie)
- Interessensvertretung: sehbeeinträchtigte und blinde Menschen
- Interessensvertretung: hörbeeinträchtigte und taube Menschen
- Interessensvertretung: Gewerkschaft
- Politik

Aus den Fachdialogen werden Anregungen, Ideen sowie neue und andere Perspektiven für eine *Inklusive Akustik* gewonnen und in Form von (Gesprächs-) Protokollen festgehalten. Diese dienen – zusätzlich zu den *Grundlagen einer Inklusiven Akustik* (2018) – als erweiterte Basis, um Handlungsfelder zu skizzieren und konzeptiv aufzubereiten.

Die Fachdialoge zielen darüber hinaus auf eine breitere Sensibilisierung für das Thema Akustik bzw. insbesondere einer *Inklusiven Akustik* bei Fachleuten und potenziellen Entscheidungsträger:innen.

An dieser Stelle sei den Gesprächspartner:innen herzlich gedankt, die zwischen November 2021 und Jänner 2022 die Einladung zum Dialog angenommen haben:

Susanne Breitwieser (Interessensvertretung: sehbeeinträchtigte und blinde Menschen)

Gabriele Kepplinger (Medien)

Birgit Kurtz (Stimmbildung / Sprechbildung, Lehrer:innenausbildung)

Marcus Mäder (medizinisch-technische Forschung und Praxis)

Thomas Mohrs (Pädagogik / Lehrer:innenausbildung)

Susanne Seyfert (Architektur)

Martin Windtner (Interessensvertretung: Gewerkschaft / Politik)

Auszüge aus den Gesprächen, die eine Lektüre der im Folgenden eingeblendeten Zitate auch im Gesamtzusammenhang erlauben, finden sich im Anhang. Beigegeben sind Kurzbiographien der Gesprächspartner:innen.

Für die begleitende Mitarbeit und Reflexion ergeht ein Dank an Anatol Bogen-dorfer, Margit Knipp und Leo Saftic.



### 3 Vergewisserung: Zum Begriff *Inklusive Akustik*

#### 3.1 Grundlage und Reichweite der *Akustik*:

„eine Stimme haben“ und „Gehör finden“

In den *Grundlagen einer Inklusiven Akustik* (2018) in Projektphase 1 wurde das physische Phänomen Schall in seiner Bedeutung für Menschen herausgearbeitet.<sup>2</sup> Werden Menschen in ihrer Grundbedingung als „Schallwesen“ erkannt, so muss die herkömmliche Akustik um die Perspektive einer *Anthropologischen Akustik* erweitert werden. In deren Zentrum steht die Frage, unter welchen Bedingungen möglichst alle Menschen ihre „Schall-Bedürfnisse“ – also Kommunikation (Reden und Hören), Erinnerung, Orientierung und Souveränität sowie Gesundheit und Wohlbefinden – decken können. Dabei wird ersichtlich, welche große Rolle die Ressource Schall insbesondere auch für die volle Teilhabe am gesellschaftlichen Leben spielt, wie sehr sie mit Akustik und Teilhabe verklammert sind.

Mit dem Verständnis von Schall als *Ressource* kann dieser als ein Grundstoff menschlichen In-Beziehung-Tretens bewusst werden, dessen Gestaltung – in einem gewissen Sinne auch dessen Bewirtschaftung – daher auch eine sensible gesellschaftspolitische Aufgabe darstellt.

Verdeutlichend festzuhalten ist, dass es vor diesem Hintergrund gerade *nicht* darum gehen darf, Schalle *auszuschließen*, sondern um menschengerechte Gestaltungen des „Schallwellenmeeres“.<sup>3</sup>

”

*Wir sind nicht nur ununterbrochen von Schall umgeben, leben bildlich gesprochen in einem Schallwellenmeer, sondern wir sind sowohl phylogenetisch als auch ontogenetisch betrachtet genau auf diese Situation ein- und ausgerichtet. Für den Menschen ist Schall (und die Information, die er uns vermitteln kann) eine Lebensnotwendigkeit.*

Grundlagen einer Inklusiven Akustik

Leitfragen müssen also vielmehr sein: Welche Schalle *erfüllen* die Räume, in denen wir leben (vom Stadtraum bis zu den individuellen Arbeits-, Lern- und Lebensräumen)? Und wie *gestalten* wir diese Räume so, dass Schalle auf *menschengerechte* Weise konfiguriert werden?

Kommunikation und Austausch vollziehen sich sowohl auf der Ebene persönlicher Beziehungen

also auch mit Blick auf die Möglichkeiten gesellschaftlicher Teilhabe und Selbstbestimmung ganz direkt und unmittelbar akustisch. Auch mittelbar – jenseits direkter Kommunikationssituationen – ist ein akustisches Grundverständnis mehr als bloße Metaphorik:

„Eine Stimme haben“ und „Gehör finden“ sind eminente Voraussetzungen für gesellschaftliche Teilhabe, für eine Ermächtigung zum autonomen Handeln und zur Selbstbestimmung: Erst eine barrierefreie, ‚inklusive‘ Teilhabe am gesellschaftlichen Leben ermöglicht es, an den Entscheidungsprozessen zur Gestaltung menschlicher Lebenswelten teilzunehmen.

<sup>2</sup> Siehe *Grundlagen einer Inklusiven Akustik* (2018), 5–10 (Kapitel 3: Grundlagen einer *Anthropologischen Akustik*).

<sup>3</sup> Siehe ebd., 9–10 (Kapitel 3.5: Synthese: „Schallwesen“ Mensch). Das eingblendete Zitat ebd., 9.



### 3.2 Verständnis: *Inklusion*

Bereits seit Beginn des Projekts wird über den Begriff *Inklusion* und seine Problematik nachgedacht, u.a. weil sich immer wieder zeigt, dass er als ganz spezifisch besetztes Signalwort auch zu perspektivischen Verkürzungen führt.<sup>4</sup> Vor allem die Fixierung auf eine rein formale Grunddefinitionen von *Inklusion* mag dies noch verstärken; dennoch soll eine davon hier wiederholt<sup>5</sup> werden:

„  
Der Zielzustand der Inklusion wird dabei als ein Zustand verstanden, in dem individuelle Unterschiede zwischen Menschen (z.B. die Hautfarbe, die Nationalität, unterschiedliche Leistungsfähigkeit, unterschiedliche körperliche und psychische Voraussetzungen) als gleichwertige und gleichberechtigte Varianten gleichermaßen akzeptiert werden und nicht zu einer Stigmatisierung, einer Benachteiligung oder zu einem Ausschluss führen.

[...] Eine weitere Argumentation lässt sich vor dem Hintergrund der Diskussion um [...] gesellschaftliche Teilhabe (Partizipation) und Mitbestimmung erkennen.

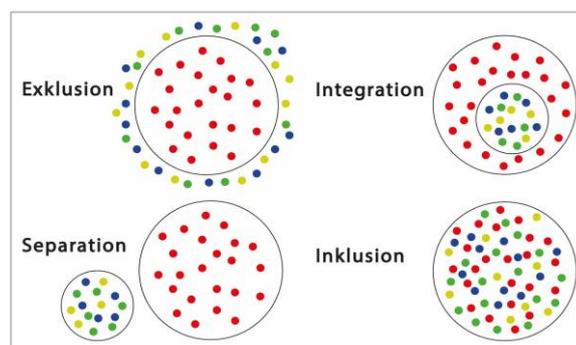
Reto Luder

Dazu, welche auch ganz praktischen Schwierigkeiten der Umsetzung eines solchen „Zielzustandes“ entgegenstehen können, selbst (und manchmal vielleicht gerade dann) wenn die Absichten die besten sind, gibt es etwa im Bereich der Pädagogik umfangreiche – und was die Lösungsmöglichkeiten betrifft auch kontroverse – Diskussionen. Die Bedingungen, unter denen *Inklusion* in verschiedenen Kontexten stattfinden soll (aber es recht eigentlich gar nicht kann), wurden und werden auch immer wieder bei den im Rahmen des Projekts *Inklusive Akustik* geführten Gesprächen problematisiert.<sup>6</sup>

Ohne konkrete Probleme ausblenden zu wollen,<sup>7</sup> soll an dieser Stelle über eine Bewusstmachung weiterer gesamtgesellschaftlicher Effekte von *Inklusion* der Begriff ein Stück weit aus möglichen Engführungen befreit werden. Und in diesem umfassenderen Verständnis kann auch die Intention einer *Inklusiven Akustik* deutlicher werden.

Betrachtet man die nebenstehende schematische Darstellung – und diese ist ganz typisch für Illustrationen von *Inklusion* im Unterschied zu anderen gesellschaftlichen Strategien –, so fällt zweierlei auf:

Zum einen wird durch die roten Farbtupfen eine *homogene*, ‚normale‘ *Gesellschaftsmehrheit* suggeriert, der andersgeartete – blaue, gelbe, grüne – Tupfen wenn schon nicht *gegenüberstehen*, so sich von



<sup>4</sup> Indem z.B. nur (oder hauptsächlich) an Fragen von Behinderung bzw. Beeinträchtigung gedacht und der Blick stark auf das Anders-Sein und Abweichungen von einer konstruierten Norm gerichtet wird. Siehe dazu ebd., 20–21 (Kapitel 5.1: Zum Begriff Inklusion).

<sup>5</sup> Luder, Reto: Integration oder Inklusion? Gedanken zu einer begrifflichen und konzeptuellen Debatte und Implikationen für die Praxis, in: Feyerer, Ewald/Prammer, Wilfried (Hg.): *Inklusion Konkret. Gestaltung Inklusiven Unterrichts* (Schriftenreihe des Bundeszentrums Inklusive Bildung und Sonderpädagogik 1), Linz 2016, 9–14, hier 9 (online unter [http://www.bzib.at/fileadmin/Daten\\_PHOOE/Inklusive\\_Paedagogik\\_neu/BIZB/Downloads-Dokumente/InklusionKonkret\\_Band\\_1.pdf](http://www.bzib.at/fileadmin/Daten_PHOOE/Inklusive_Paedagogik_neu/BIZB/Downloads-Dokumente/InklusionKonkret_Band_1.pdf)).

<sup>6</sup> Siehe etwa die Gespräche mit Susanne Breitwieser (Anhang BR) und Birgit Kurtz (Anhang KU).

<sup>7</sup> Zu einer auch möglichen „romantischen Verklärung“ siehe unten, Kapitel 4.5.1.



dieser Mehrheit doch jedenfalls ganz deutlich *unterscheiden*. Zum anderen *vergrößert* sich der Durchmesser des die Gesellschaft darstellenden Kreises *weder* bei *Integration* – die anderen bleiben als ‚Unterordnung‘ deutlich segregiert – *noch* bei *Inklusion* (die nun immerhin ein ‚Durcheinander‘, eine ‚Durchmischung‘ zeigt). Gerade das – nämlich, dass die Gesamtgesellschaft in ihren *Grenzen* und *Begrenzungen*, im übertragenen Sinn somit aber auch in ihren *Möglichkeiten*, *Bedingungen* und *Chancen*, offenbar als unveränderlich vorgestellt wird – gibt zu denken.<sup>8</sup> So gewinnt man den Eindruck, dass es bei *Inklusion* vorrangig um ‚Objekte‘ mit Defiziten und Devianzen gehe, denen nun zwar ein gleichberechtigter Platz *ingeräumt* wird, aber eben einer, dessen Bedingungen *auf sie* und *ihre* Bedürfnisse auszurichten ist und also nur deshalb so ausgerichtet wird.

*Inklusion* ist in unserem Verständnis aber nicht als asymmetrische Situation zu verstehen – als Thema von Randgruppen, denen man Anschluss oder Einschluss ‚gewährt‘<sup>9</sup> –, sondern als gesamtgesellschaftliches Thema, da *Inklusion* sich *für alle* an gesellschaftlichen Prozessen Beteiligte positiv auswirkt und somit eine Bereicherung für das Leben und Zusammenleben *aller* darstellt.<sup>10</sup> Alle profitieren, denn die ‚Normalität‘ der Mehrheit ist eine Illusion. Und alle profitieren, wenn *jeder* Mensch individuelle Fähigkeiten und Perspektiven einbringen kann – was voraussetzt, dass an jedem Menschen mehr fokussiert wird als nur seine möglichen Defizite.<sup>11</sup>

### 3.3 Effekte: ein Beispiel *Inklusiver Akustik*

Bei *Inklusion* und *Akustik* denkt man sofort an Menschen mit Hörbeeinträchtigung oder an das Lärmproblem in der Stadt oder am Arbeitsplatz. Der Zusammenhang ist aber viel grundlegender, die Reichweite viel weiter:

Eine Verbesserung z.B. der akustischen Situation in einem Versammlungssaal *inkludiert* nicht nur Menschen mit Hörbeeinträchtigungen oder Hörproblemen, sondern bringt damit zugleich einen *Qualitätsgewinn* für alle, die an dieser Kommunikationssituation teilnehmen. Und diese Verbesserung der akustischen

---

<sup>8</sup> Man mag einwenden, dass es sich um ein Modell und nicht die Sache selbst handelt. Aber es ist ein Modell, das einen Sachverhalt visuell auf den Punkt bringen soll – und Bilder wirken bekanntlich sehr stark auf unsere Vorstellungen von Dingen und Sachverhalten.

<sup>9</sup> Siehe dazu besonders auch das Gespräch mit Susanne Breitwieser (Anhang BR).

<sup>10</sup> Nicht zuletzt, indem es die Vielfalt verschiedener Seinsweisen zu integrieren vermag, ohne jedoch diese einer Norm(alität) – der Totalität der Mehrheit – zu unterwerfen, um den im fünften Lebensjahrzehnt völlig erblindeten Theologen John M. Hull (1935–2015) zu paraphrasieren (siehe zu ihm auch unten, Kapitel 4.5).

<sup>11</sup> Defizite in einem Bereich können im Übrigen auch zu ganz besonderen Fähigkeiten in anderen Bereichen führen; beispielhaft verwiesen sei hier etwa auf *discovering hands*, eine Initiative zur Brustkrebs-Vorsorge, die mittlerweile auch in Österreich etabliert ist: Blinde und sehbehinderte Frauen werden zu Medizinisch-Taktilen Untersucherinnen (MTUs) ausgebildet. Durch ihre besondere Tastfähigkeit entdecken sie bei einer Taktilographie bis zu doppelt so viele bedenkliche Knoten wie Sehende. So heißt es auf der Homepage der Initiative: „Frauen mit Sehbehinderung erhalten eine neue berufliche Perspektive. Ihre vermeintliche Behinderung wird zur Begabung. Aus Mitleid wird Respekt.“ Siehe <https://www.discovering-hands.at/initiative/vision>.



Grundbedingung ermöglicht dann auch allen, sich einzubringen – was potenziell immer auch mit einem *inhaltlichen* Gewinn, einem Zuwachs an ‚Substanz‘ verbunden ist.

Der Auslöser, sich mit der problematischen akustischen Situation in unserem beispielhaften Versammlungssaal – es kann genauso gut ein Klassenzimmer oder ein großer Gemeinschaftsraum sein – zu beschäftigen, war vielleicht wirklich zunächst die Frage, wie man den Raum für Hörbeeinträchtigte ‚inkluisiver‘ machen kann. Aber es sind dann gerade deren spezifische Bedürfnisse und Interessen, deren besondere Sensibilität für die akustische Umwelt – sei diese auch in einem ganz bestimmten Defizit begründet –, die einen Mehrwert für alle gebracht haben. Die Verbesserung ist nicht *nur für diese anderen*, sondern *für alle* – ein Gewinn und eine Stärkung *für alle*, weil die Stimme von *mehr* Menschen gehört werden kann als zuvor. Um auf das oben gegebene Bild und unseren Einspruch dagegen zurückzukommen: Der Durchmesser des ‚gesellschaftlichen Kreises‘ – der reale Bedingungen ebenso meinen kann wie Denkhorizonte – weitet sich damit notwendigerweise aus. Grenzen und Begrenzungen des Zusammenlebens werden abgebaut – *für alle*.



## 4 Handlungsfelder: Skizzen und Konzepte

Im Folgenden werden Handlungsfelder umrissen bzw. beispielhaft herausgearbeitet. Nicht alle angesprochenen Bereiche sind in derselben Ausführlichkeit – sozusagen in symmetrischer Gleichgewichtung – dargelegt; manches lässt sich unmittelbar in konkrete Projekte (und ein Stück weit wohl auch schon in konkrete Prozesse) überführen, anderes benennt zunächst noch anschlussfähige Richtungen und Horizonte innerhalb eines Feldes.

Als Dokumentation insbesondere auch der spezifischen Expertise der Gesprächspartner:innen sollen die Überlegungen als Basis für weitere Projekt-schritte fungieren.

### 4.1 Schule als akustischer Raum

Als Handlungsfeld einer *Inklusiven Akustik* kommt „Schule“ geradezu eine paradigmatische Stellung zu: Nicht nur spielen auf mehreren Ebenen Akustik bzw. akustische Verhältnisse eine entscheidende, immer auch ganz spezifische Rolle; „Schule“ ist auch die Einrichtung der Gesellschaft, in der (fast) alle Menschen erreicht werden – es ist ein gesellschaftliches Organisationssystem, durch das ‚alle durchmüssen‘. Dementsprechend nachhaltig prägend ist das, was hier geschieht, für alle anderen gesellschaftlichen Bereiche; und dementsprechend bedeutsam ist es auch, welches Bild der Gesellschaft selbst in unseren Schulen zum Ausdruck kommt.<sup>12</sup>

Drei Ebenen sollen skizziert werden, in denen eine *Inklusive Akustik* ansetzen und multiperspektivisch weiterentwickelt werden kann:

#### 4.1.1 Stimme(n)

Stimme ist bzw. Stimmen sind das tragende und verbindende Element im schulischen Alltag. Allem noch vorgelagert, was *durch* individuelle Stimmen ver- und übermittelt werden soll (*Inhalte*), sind sie die *Grundbedingung* aller Möglichkeiten, die sich daraus entfalten – des Gelingens ebenso wie des Scheiterns. Daher ist *jede* Maßnahme im Schulsystem, von der Lehrer:innenbildung über die Raumgestaltung bis hin zur Aufgabenbestimmung von Schule selbst, zu beziehen auf die Stimme(n) der beteiligten Individuen.

Die Frage muss dabei immer lauten: Stellen die Maßnahmen eine ideale Situation für Stimme(n) her und führen sie so zu deren Stärkung? Das betrifft selbstverständlich die Stimmen aller im System Schule beteiligter Personen, nicht zuletzt die der Kinder und Jugendlichen;<sup>13</sup> fokussiert werden hier aber zunächst beispielhaft Lehrer:innen.

---

<sup>12</sup> Auf diese signifikante Verknüpfung weist jüngst wieder hin *El-Mafaalani*, Aladin: Mythos Bildung. Die ungerechte Gesellschaft, ihr Bildungssystem und seine Zukunft. Mit einem Zusatzkapitel zur Coronakrise, Köln 2021. Auch wenn sich an den Schulen viel geändert habe, hält er u.a. fest: „Das Bildungssystem der Gegenwart spiegelt noch erkennbar den industriell geprägten Arbeitsmarkt und die alte Klassengesellschaft wider.“ Ebd., 205.

<sup>13</sup> Siehe dazu unten, Kapitel 4.1.2 und 4.1.3.



„  
*Eine große Überraschung ist aber meist schon, wenn man die Studierenden darauf aufmerksam macht, dass sie nicht nur Lehrer:innen werden, sondern Berufssprecher:innen.*

*Kaum jemand, so meine Erfahrung mit den Studierenden, hat sich darüber ernsthaft Gedanken gemacht hat – etwa im Sinne von: Kann ich das? Hält das meine Stimme aus?*

Birgit Kurtz

Das Instrument von Lehrer:innen ist ihre Stimme. Bemerkenswerterweise wird die Sprechstimme, wenn es um Leistungsfähigkeit und Durchhaltevermögen, aber auch um deren Klang und klangliche Eigenschaften geht, unterschätzt, und zwar, worauf Birgit Kurtz nachdrücklich hinweist,<sup>14</sup> nicht nur im Alltagsverständnis („Man glaubt immer, das funktioniert von allein!“), sondern namentlich auch im Berufsbild (und Selbstbild) von Lehrer:innen.

Gerade aber im Lehrberuf ist eine voll funktionsfähige und eine gute klingende Stimme immens wichtig, da sich eine schlecht geführte, nicht trainierte und damit potenziell ‚unkontrollierte‘ Stimme u.a. auf Konzentrationsfähigkeit, Verarbeitungsfähigkeit und Begreifen von Kindern und Jugendlichen auswirkt.

„  
*Im pädagogischen Bereich steht die Stimme [...] in einem direkten Zusammenhang mit Lernerfolg – und Lehrerfolg.*

Birgit Kurtz

Zudem verlangt die tägliche, fast durchgehende Beanspruchung der Stimme Höchstleistungen ab. Nur eine geschulte und trainierte Stimme, nur ein:e für die

„  
*Ein typisches Phänomen lässt sich bei Lärm beobachten: Spricht man ‚über‘ Lärm, so schaltet sich die Selbstwahrnehmung großteils aus – und damit verliert man die gute Selbsteinschätzung beim Sprechen. Das Korrektiv, das normalerweise greift, schaltet bei Lärm sozusagen ab.*

*Und klar muss man sich – im Blick auf die Belastung der Stimme – auch machen, dass ich, um Lärm ‚überreden‘ zu können, ca. 10 dB über diesem Lärm sein muss. Oder konkret gesagt: Wenn ich eine laute Schulklasse ‚überreden‘ will, muss ich etwa so laut werden wie ein Zug oder eine Hauptverkehrsstraße in 50 Meter Entfernung!*

Birgit Kurtz

Leistungsfähigkeit und spezifischen Grenzen der eigenen Stimme sensibilisierte:r ‚Stimmträger:in‘, kann diesen Anforderungen auf Dauer gerecht werden. Zu betonen ist, dass es hierbei auch um die Gesundheit von Lehrer:innen geht: Permanent über- und falsch beanspruchte Stimmen belasten nicht nur die jeweilige Kommunikationssituation (indem sich der:die Sprecher:in in der Situation nicht mehr wohlfühlt), sondern führen auch zu körperlichen Dauerbelastungen, die für den Organismus nicht ohne Folgen bleibt.<sup>15</sup>

Dies alles würde bereits in der Lehrer:innen-Ausbildung verortete Angebote erfordern: Neben einer praktischen Hinführung zur ‚eigenen‘ Stimme und deren Handhabung – Was kann meine Stimme, wie reagiert sie? Wie finde ich meine

<sup>14</sup> Das Folgende bezieht sich größtenteils auf das Gespräch mit Birgit Kurtz; siehe zu den Aussagen im Gesamtkontext die Auszüge aus dem Gespräch im Anhang KU.

<sup>15</sup> Was Sprecher:innen machen können, um (für sich) eine harmonische Sprechsituation herzustellen und die Stimme ökonomisch zu gebrauchen, ist Inhalt der Atemrhythmisch angepasste Phonation (AAP), einer Methode, deren Grundlagen zurückgehen auf Coblenzer, Horst/Muhar, Franz: Atem und Stimme. Anleitung zum guten Sprechen (Schriften zur Lehrerbildung und Lehrerfortbildung 13), Wien 1976. Birgit Kurtz steht in der Tradition dieser Methode; siehe auch ihre konzise Einführung Kurtz, Birgit: Atemrhythmisch angepasste Phonation (AAP) nach Coblenzer/Muhar, in: Vox Humana 13/3 (Oktober 2017), 22–24.



*Indifferenzlage* und meinen *indifferenten* Sprechton?<sup>16</sup> Was muss ich in bestimmten Situationen beachten? Wie reguliere und passe ich die Lautstärke meiner Stimme an? – wäre eine elementare theoretische Vermittlung von Stimm- und Sprechbildung ebenso angezeigt wie eine Einführung in die *akustischen* Grundlagen gelingender Kommunikation. Im Idealfall, so auch der Schluss, den Birgit Kurtz aus ihren Erfahrungen zieht, sollte während der Ausbildung eine durchgehende stimmliche Betreuung – nach Möglichkeit in Kleingruppen – stattfinden, die im Berufsleben durch Weiterbildungen, Coachings und Praxis-Workshops fortzusetzen wäre.

Aktuell sind dafür weder in den Curricula der Ausbildung noch in den Fort- und Weiterbildungsangeboten standardmäßig Zeiten und Räume vorgesehen. Lediglich an der Pädagogischen Hochschule der Diözese Linz (PHDL) sind im Rahmen der Ausbildung für die Primarstufe entsprechende Lehrveranstaltungen für alle angehenden Lehrer:innen verankert.<sup>17</sup>

Das Fehlen von Stimm- und Sprachbildung als verpflichtender Bestandteil pädagogischer Ausbildungen führt wohl auch dazu, dass die *Körperlichkeit* der Stimme – und damit auch die *Körperlichkeit* der Schule – sogar Lehrer:innen selbst kaum bewusst ist. Dass man sich dadurch auch pädagogisch-didaktischer Gestaltungsmöglichkeiten begibt (oder für bestimmte didaktische Gestaltungsnotwendigkeiten, die mit Akustik zu tun haben, im wahrsten Sinne ‚taub‘ ist), sei an dieser Stelle nur angedeutet.

Schließlich erscheint eine fundierte Stimm- und Sprechbildung insbesondere auch für das Gelingen von *Inklusion* im Unterricht eine kaum zu unterschätzende Voraussetzung: Dabei geht es nicht nur um Kinder und Jugendliche mit Hörbeeinträchtigung oder mit Lern- oder Konzentrationsproblemen, sondern z.B. auch um Kinder mit Nicht-Deutscher-Muttersprache – *jede:r* Schüler:in profitiert von einer ‚guten Stimme‘, diese aber noch einmal ganz besonders.

Die Stimme kann freilich nicht isoliert betrachtet werden. Notwendigerweise ist damit die Frage nach den Räumen zu verbinden, in denen Stimmen zu Gehör gebracht werden.<sup>18</sup> Neben dem, was ich mit meiner und für meine Stimme und die Entfaltung ihres Potenzials tun kann, muss auch der Raum, in den ich – in

---

<sup>16</sup> Die *Indifferenzlage* bezeichnet die individuelle mittlere Sprechtonlage, in der der *indifferente Sprechton* eine noch einmal zentralere Stellung einnimmt; in der Indifferenzlage, die nur etwa eine Quart umfasst, bewegt man sich, wenn man ‚normal‘ spricht, am schonendsten und entspanntesten. Beim Sprechtraining geht es zunächst darum, diesen Bereich zu finden – und ihn auch beim Sprechen wiederfinden zu können, wenn man ihn verlässt (z.B. wegen Lärm oder Nervosität).

<sup>17</sup> An der PHDL wird dieses Angebot von Birgit Kurtz verantwortet. Punktuelle Angebote z.B. für Musiklehrer:innen gibt es auch in der Ausbildung für die Sekundarstufe.

<sup>18</sup> Auf diese logische zweite Seite stimmlicher Kommunikation wird in der AAP nicht weiter eingegangen. Bezeichnend ist, dass bei den – von *Coblenzer/Muhar*: Atem und Stimme (wie Anm. 15), 104 – aufgezählten 16 entscheidenden Komponenten der AAP 15 *rein* auf Sprecher:innen bezogen sind und erst an letzter Stelle kursorisch genannt ist: „Sprechsituation – Raumgröße, Partner bzw. Publikum“. Diese Einseitigkeit wurde auch im Gespräch mit Birgit Kurtz thematisiert.



unserem Fall als Lehrer:in – gestellt bin, etwas ‚tun‘: er muss mich raumakustisch, auch raumklimatisch<sup>19</sup> unterstützen; er muss für diesen oder jenen Zweck der ‚richtige‘ Raum sein.

#### 4.1.2 Räume

Schule spielt sich in Räumen ab – in einzelnen Klassenräumen, auf den Gängen, in Gemeinschaftsräumen, in Turnsälen, Musikzimmern und Werkräumen, auch in Außenbereichen wie dem Sportplatz oder dem Schulhof. Dass es für all diese verschiedenen Räumen mit ihren je eigenen Zwecken nicht die *eine ideale* Akustik geben kann, ist klar; und dass die parallele Nutzung eines Raumes für unterschiedliche Zwecke – oder auch die Umnutzung für ganz andere Zwecke, als ursprünglich geplant – eine Herausforderung ist, macht es auch nicht einfacher.

Umso wichtiger ist eine Planung, bei der von Anfang an bewusst ist, dass *Reden* und *Hören* zentrale Elemente von „Schule“ sind: Wie also müssen Schulen gestaltet sein, um für Kommunikation und Miteinander – sowohl im Klassenraum als auch in der Schule als sozialem Raum – bestmögliche Bedingungen bereitzustellen? Eine raumakustisch sensible, ganzheitliche Architektur, wie sie im Gespräch mit Susanne Seyfert<sup>20</sup> sichtbar wird, kann hier ein umfassendes und anspruchsvolles Betätigungsfeld finden; denn ihre Expertise wäre bei Neubauten, bei Umbauten oder Sanierungen gleichermaßen gefordert – besonderes auch angesichts neuer Schulkonzepte (Stichwort: Cluster-Schule), die ein Mehr an akustischer Kompetenz erfordern.

Der Ist-Zustand ist davon allerdings weit entfernt. Die Gründe, warum sich die Mainstream-Architektur – beginnend schon mit der Ausbildung – fast völlig aus dem Feld der Akustik zurückgezogen hat, sind vielfältig und sollen hier nicht weiter ausgeführt werden.<sup>21</sup> Generell zu konstatieren ist eine Ab- und Aufspaltung von Aufgaben, die durch jeweils eigene Disziplinen bzw. Spezialist:innen wahrgenommen, oft auch zeitlich nachgeordnet und ohne substantielle Rückbindung an den Planungsprozess abgearbeitet werden. Als Grundsignatur der modernen Welt, die aus einer immer weiter zunehmenden Spezialisierung und Arbeitsteilung ebenso resultiert wie aus dem technischen Fortschritt und damit einhergehenden Anforderungen – denen eine einzelne Person kaum mehr gerecht werden kann –, ist das an sich keine Besonderheit und wird auch nicht rückgängig zu machen sein.

„  
*Klassisch ist es so: der Architekt oder die Architektin kommt, plant was, dann lässt er oder sie den Bleistift fallen – und das wird dann hingestellt. Und irgendwann kommt dann der Akustiker. [...] und der pappt dann was an die Wände, bessert aus, versucht, was zu retten.*

*Das funktioniert weder optisch noch ästhetisch ... und wahrscheinlich hört man auch, dass es nicht funktioniert.*

Susanne Seyfert

<sup>19</sup> In Klassenzimmern ist die Luft meist viel zu trocken: Das ist bei einem langen Aufenthalt grundsätzlich schon nicht ideal, für Sprechstimmen aber ist es eine besonders schlechte Bedingung.

<sup>20</sup> Das Folgende bezieht sich auf das Gespräch mit Susanne Seyfert; siehe zu den Aussagen im Gesamtkontext die Auszüge aus dem Gespräch im Anhang SE.

<sup>21</sup> Siehe dazu ausführlich *Grundlagen einer Inklusiven Akustik* (2018), 17–19 (Kapitel 4.5: ‚Auslagerung‘ der Akustik: Beispiel Architektur).



Dass aber mit der *Raumakustik* das ureigenste Feld der Architektur an die Peripherie ihres Aufgabenspektrums als Gestalterin von Räumen wandert(e), bedeutet nicht nur eine Fehlentwicklung, sondern führt durch daraus resultierende Fehlplanungen zu einer Reihe von Folgeproblemen für die Nutzer:innen der Räume – und auch zu z.T. erheblichen Folgekosten durch nötige Sanierungen.<sup>22</sup>

Es muss also darum gehen, die Akustik, insbesondere die *Raumakustik* zurück ins Zentrum architektonischer Planung zu bringen: Soll das kein Randphänomen bleiben, so muss das Fach<sup>23</sup> zunächst ein fixes Element der Ausbildung werden. Dies ist aktuell nicht (oder nur in Nebensfeldern) der Fall; und vor allem ist auch eine generelle Zurückhaltung, ja ein Desinteresse zu bemerken, sich mit dem Thema umfassend auseinanderzusetzen.<sup>24</sup>

„  
[Unsere] Leitfrage ist: Was kann ich machen, das akustisch, atmosphärisch funktioniert, aber eben auch ästhetisch ein lebenswertes Umfeld schafft?

Wir arbeiten mit Nischen, Polsterungen, Regalen etc., die von den Kindern auch genutzt werden können: statt einer Wand als schallharte Glasfläche dann eben eine lebendige Wand, die durch Polsterungen und andere Elemente Wand und Möbelstück ist, ein z.B. teilweise auch begehbare Lebensraum für Schüler:innen sein kann ...

Susanne Seyfert

Es sind zur Zeit also Ausnahmen wie Susanne Seyfert und das ARCHITEKTUR-BUERO 1, die durch einen spezifischen Zugang zur Planungsaufgabe, aufgrund erworbener Kompetenzen<sup>25</sup> und auch eines Netzwerks von Partnerfirmen eine Zusammenführung der wichtigsten Elementen des Planungs- und Ausführungsprozess in der Zuständigkeit und Verantwortung des Architekten anstreben – und zur Erreichung der bestmöglichen Ergebnisse eine solche Zusammenführung auch einfordern. Das dahinterliegende ganzheitliche Selbstverständnis spiegelt sich dann auch in allen anderen Projekten des Büros wider.

Schule (und im weiteren Sinne Bildung) ist als Bauaufgabe ein riesengroßer, stets aktueller Bereich: Zwar sind komplette Neubauten auf der ‚grünen Wiese‘ – als der Idealfall zur Verwirklichung neuer (Bau-)Konzepte – in Relation zur Gesamtzahl der Schulen vergleichsweise überschaubar, der Bestand selbst<sup>26</sup> ist aber eine ‚Dauerbaustelle‘: Sanierungen und Renovierungen – auch unter denkmalpflegerischen Aspekten – sind Teil des Normalbetriebs (Stichwort: Erhaltung),

<sup>22</sup> Seyfert nennt als Beispiel solcher sanierungsbedürftiger „Standard-Planungen“ z.B. schallhart reflektierende Wände und ‚tote‘, komplett absorbierende Lochdecken, das „typische Auseinanderfallen von Wand und Decke“.

<sup>23</sup> Was Räume können – oder nicht können – wurde in *Grundlagen einer Inklusiven Akustik* (2018) beschrieben. Entscheidend dabei ist, dass eine *Anthropologische Akustik* – eine, die den Menschen in den Mittelpunkt rückt – die Basis der raumakustischen Ausbildung ist. Daher wurde in diesem Zusammenhang auch von einer ‚humanistischen‘ Architektur gesprochen.

<sup>24</sup> Und das selbst dann, wenn entsprechende Angebote in *derselben* Einrichtung vorhanden sind bzw. entwickelt werden: Für das von Peter Androsch konzipierte Masterstudium „Akustische Ökologie“ an der Kunstuniversität Linz (Start geplant mit Wintersemester 2023/24) zeigte die Architektur der Kunstuniversität wenig Interesse.

<sup>25</sup> Als ein Beispiel führt Seyfert die Erfahrung an, wie vorteilhaft nicht-orthogonale Strukturen für die Akustik sind, da sie zur Diffusion beitragen und so Flatterechos vermieden werden.

<sup>26</sup> Das Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Forschung weist für 2018/19 an die 5.500 Schulen im Regelschulwesen aus. Siehe [https://www.bmbwf.gv.at/Themen/schule/schulsystem/gd/schulstat\\_oester.html](https://www.bmbwf.gv.at/Themen/schule/schulsystem/gd/schulstat_oester.html). Allein die Bundesimmobiliengesellschaft (BIG) betreut rund 400 Schulen.



dazu kommen aber noch Umbauten, Vergrößerungen und (technische) Adaptionen in oft erheblichem Umfang; und dabei gilt es überdies auch, neue Schulkonzepte in einem Bestand zu verwirklichen, dessen ‚klassische‘ räumliche Grundkonfigurationen dafür erhebliche Widerstände und Probleme bereithalten.

Die Umsetzung z.B. des Cluster-Konzepts<sup>27</sup> erfordert ein gleichermaßen hohes Maß an Kreativität und akustischer Kompetenz – und das stete Bewusstsein, *für wen* eigentlich gebaut und gestaltet wird.<sup>28</sup>

Ein Cluster<sup>29</sup> fasst drei bis sechs Klassen(räume) – durchaus auch *quer* zur Jahrgangsstruktur – zu einer räumlichen Einheit zusammen, deren Flurzone zu einer offenen gemeinsamen Mitte (einem „Marktplatz“ als Kommunikations- und Bewegungsraum) aus-  
geweitet und so auch pädagogisch nutzbar wird. Jeder Cluster verfügt über Differenzierungsräume zur vielfältigen Nutzung, eigene Sanitärbereiche, einen Lehrerstützpunkt mit allem Nötigen (Kopierer, Lager für Unterrichtsmaterial); idealerweise gibt es eine eigene Eingangszone, eventuell auch einen eigenen

„  
*Mittlerweile ist das Cluster-Konzept eigentlich bei allen Ausschreibungen drinnen: [...] Das ist akustisch eine Herausforderung. Wenn man das schlecht macht, dann entsteht eine große hallige Situation, und dann müsste man den Kritiker:innen des Konzepts kleinlaut recht geben: Da versteht man wirklich nichts mehr.*  
*Bei offenen Strukturen, Lerninseln, Ruhebereichen, alles immer möglichst offen, aber akustisch funktionstüchtig – da ist man gefordert und da sollten auch Fachleute, die sich raumakustisch auskennen, möglichst schnell in das Thema und die Entwicklungen im Schulbau reinkommen.*  
Susanne Seyfert

„  
*Natürlich gibt es bei den öffentlichen Ausschreibungen einen knallharten Preis-Kampf. Dann muss man eben gute Lösungen finden [...]. Das kann kostenmäßig am Ende wieder neutral sein.*  
*Und: Es braucht keinen zusätzlichen Akustiker, wenn der akustische Gedanke schon im verbauten Element – in der Kombination von Formen und Materialien – mit drinnen ist. Nachträgliche akustische Sanierungen können ja auch ein erheblicher Kostenfaktor sein, den man sich damit spart!*  
Susanne Seyfert

Außenbereich. Die Clusterorganisation schafft teilautonome sozial-räumliche Einheiten, die überschaubar sind und so auch eine ‚heimatliches‘ Ambiente herstellen.

Wie alle öffentlichen Bauprojekte stehen Schulplanung unter erheblichem Kostendruck, sowohl bei Neubauten als auch bei den unterschiedlichen Baumaßnahmen im Bestand. Es ist aber ein Irrglaube, dass menschen- oder kindergerechtes Bauen

per se kostenintensiver ist als herkömmliches Bauen bzw. herkömmliche Lösungen. Wie beim ökologischen Bauen gilt auch hier: zwar ist das gesamte System auf Standardlösungen ausgerichtet und dementsprechend oft schwer beweglich;

<sup>27</sup> Abzugrenzen ist dieser Begriff von den in Österreich seit dem Bildungsreformgesetz 2017 strategisch stark forcierten „Schulclustern“: Hier geht es um die Zusammenlegung von mehreren Schulen zu Großeinheiten mit bis zu 2.500 Schüler:innen „für die Weiterentwicklung der Schulqualität und damit die Verbesserung des Bildungserfolgs der Schülerinnen und Schüler“, wie es programmatisch heißt im Begleitkonzept für Clusterbildungsprozesse, hg. v. Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Forschung, Wien 2018, 5.

<sup>28</sup> Und das kann auch heißen, sich von aktuellen Trends in der Architektur zu emanzipieren; diese werden von Susanne Seyfert mit den Begriffen Cleanness, Reduktion, ja ‚Kälte‘ gekennzeichnet.

<sup>29</sup> Das Folgende stützt sich u.a. auf Seydel, Otto u.a.: Das kleine Schulbaulexikon: 50 Begriffe, über die es eine Verständigung zwischen Planern und Pädagogen braucht!, Überlingen-Hödingen 2018, 7 (abrufbar unter <http://www.schulentwicklung-net.de/veroeffentlichungen/schulbau.html>). Seydel bemüht sich seit Jahren um einen Dialog zwischen Planer:innen und Pädagog:innen, um die „Schulblindheit“ der einen und die „Raumbblindheit“ der anderen zu einem konstruktiven Miteinander umzubilden.



die Fixierung lässt sich aber lösen, sobald sich zum Gewinn an Lebensqualität gerade auch kostenseitig positive Effekte einer durchdachten Planung gesellen.

Was möglich ist, wenn bei einer Schulplanung alle eingebunden sind, die das Gebäude dann nutzen und beleben – nicht zuletzt auch beim Entwickeln eines akustischen Konzepts, das die Kommunikation ins Zentrum rückt –, lässt sich am Beispiel der Mittelschule Schwanenstadt zeigen. Und auch hier erweisen sich akustisch vorteilhafte Detaillösungen – etwa die Wahl eines bestimmten Bodens – mitunter günstiger als herkömmliche Elemente.<sup>30</sup>

Zu möglichst ideal gestalteten akustischen Raumeigenschaften – der Bring-schuld sozusagen der Planer:innen – muss aber auch von Seiten der Raumnutzer:innen eine entscheidende Kompetenz hinzutreten. Pädagog:innen müssen über eine auch *akustisch* fundierte didaktische Beweglichkeit verfügen: Denn, wie am Beginn des Abschnitts festgehalten, es gibt nicht die *eine* ideale Akustik, sondern verschiedene *Akustiken*. Man muss bei der Raumnutzung auch *am anderen Ende* ansetzen, also: Unterricht so gestalten, dass er – etwa in einem halligen Turnsaal – großflächig ‚ohne Worte‘ auskommt. Sobald bewusst ist, dass nicht in jedem Raum gleich kommuniziert werden kann, ist der Weg offen für Konzepte, die dem Raum angesichts dessen, was man darin konkret machen will, gerecht werden. Das setzt akustische Grundkompetenzen voraus – und die Verfügbarkeit eines ‚akustischen Werkzeugkastens‘ für die didaktische Praxis.

#### 4.1.3 Hören und Gehör finden

Warum überhaupt eine ideale Raumakustik in der Schule? Warum die Stimme und das Hören ins Zentrum stellen – die Stimme der Lehrer:innen und das Hören der Schüler:innen? Mehr noch – und eigentlich am wichtigsten: die Stimme *und* das Gehört-Werden der Schüler:innen? Weil es dabei ganz wesentlich darum geht, welche Schule wir wollen. Und das ist auch eine gesamtgesellschaftliche Entscheidung – und muss ein gesamtgesellschaftliches Anliegen sein.

Der Grund, warum unsere Schulen gestaltet sind, wie sie sind, warum es eine ganz bestimmte Tradition im Schulbau, eine ganz bestimmte Vorstellung von „Klassenzimmer“ gibt, ist nicht, dass man im 18. oder 19. Jahrhundert *nicht gewusst* hätte, wie man akustisch gut und kommunikationsfördernd baut; es war vielmehr das Gegenteil der Fall: Es handelte sich um eine *bewusste* Strategie.<sup>31</sup> Die Schule des 19. Jahrhunderts, deren Konzept wir mehr oder weniger heute noch haben, war *nicht* als offene Kommunikationssituation gedacht. Es war gewünscht, dass Schüler:innen *stumm* und *still* dem frontalen Vortrag ausgesetzt

---

<sup>30</sup> Siehe dazu das *Hörstadt*-Gespräch „Lernen ohne Lärm“ (23.8.2021) mit Eva Fehringer, Direktorin der Neuen Mittelschule 1 Schwanenstadt, und Umweltsystemwissenschaftlerin Denise Sprung vom Umwelt-Bildungs-Zentrum Steiermark (UBZ) sowie Margit Knipp und Peter Androsch unter <https://www.dorftv.at/video/36133>.

<sup>31</sup> Architekten und Baumeister waren sehr gute ‚Erfahrungsakustiker‘; diese Tradition bricht in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts fast vollständig ab.



sind. Wir haben heute Probleme mit diesen Räumen, weil wir andere *Anforderungen* an Schule stellen, andere *Ideen* und *Wünsche* haben, wie Bildung sein soll und wozu Schule – abgesehen von der Wissensvermittlung – da ist.<sup>32</sup>

Wenn es ein echtes Interesse daran gibt, Schulen zu Einrichtungen zu machen, in denen freie Menschen sich entfalten und entwickeln können, in denen die Fundamente für Demokratie und Teilhabe gelegt werden – was voraussetzt, dass Schüler:innen sich darin *einüben* können, weil sie Schule als Raum erleben, in dem dies *möglich* und *erwünscht* ist –, dann muss das System Schule in vielem neu gedacht werden. Akustischen Verhältnisse spielen dabei eine konkrete ‚physische‘ Rolle, denn sie sind die Bedingung der Möglichkeit von selbst-

„  
[...] dass Kinder, von der Volksschule an, täglich für 4 oder 5 Stunden am Stück ruhig sein und vor allem auch stillsitzen sollen, diese Ruhe oder Ruhigstellung ist problematisch. [...] Und zwar gerade im Hinblick auf den eigentlichen Hauptzweck der Schule: lernen.

Thomas Mohrs

„  
[...] der Mut, die Stimme zu erheben, wird in der Schule oft systematisch unterdrückt ... oder im Unterricht schlicht als Störelement abgewürgt: Schüler:innen, die die Stimme erheben, die sich Gehör verschaffen wollen, auch einfordern, gehört zu werden, das sind „schwierige Schüler:innen“.

Thomas Mohrs

„  
[...] wo wird Schüler:innen eine Stimme gegeben, wo gibt es den Spielraum, wo gibt es die Räume, in denen Kinder und Jugendliche ihre Beiträge, ihre Sichtweise, ihre Wahrnehmungen und Bedürfnisse frei artikulieren können? – Und vor allem: Wo werden diese Beiträge gehört? Da sehe ich in unserem (Schul-)System ganz große Defizite, denn [...]: Hier haben Kinder still zu sein!

Thomas Mohrs

bestimmter Teilhabe auch im inhaltlichen Sinne: „eine Stimme haben“ und „Gehör finden“.

Das führt wieder zurück zur anthropologischen Grundfrage<sup>33</sup>, die von Thomas Mohrs mit einer pädagogischen Perspektive so formuliert wurde: „Was brauchen Menschen im Blick auf die akustische

Gestaltung ihrer Lebenswelt und ihrer Umwelten, um sich – als Hörende und als Redende – wohlfühlen zu können? Und: Wie schafft man eine Atmosphäre und ein Umfeld, in dem Menschen entspannt sind, aber auch – das ist in allen Segmenten der Bildung entscheidend – *gespannt* und *interessiert* sein können?“

Dem verbindet sich eine besondere Verantwortung auf Seiten derer, die Bildungsangebote machen, denn nur so lässt sich eine umfassende *Inklusion* – die alle im Blick hat – umsetzen.

„  
Wie gestalte ich Angebote so [...] dass diese den Menschen, die ich anspreche, gerecht werden? Was also sind die räumlichen, akustischen und visuellen Bedingungen, um gute, bestmöglich ‚annehmbare‘ und rezipierbare Angebote zu machen – gerade auch Kindern und Jugendlichen?

Das ist aus einer ethischen Perspektive die Verantwortung jeder Einrichtung, die solche Angebote organisiert, und besonders von Schule, die ja sozusagen die reinste Form eines institutionalisierten Bildungsangebots ist.

Thomas Mohrs

<sup>32</sup> Dies und das Folgende bezieht sich auf das Gespräch mit Thomas Mohrs; siehe zu den Aussagen im Gesamtkontext die Auszüge aus dem Gespräch im Anhang MO. Darin wird u.a. auch auf die problematischen machtpolitischen Ursprünge der Schule im 18. und frühen 19. Jahrhundert hingewiesen, die z.T. bis heute fortwirken – in offiziellen ‚Erzählungen‘ aber systematisch ausgeblendet und selbst in Fachdiskussionen geradezu schamhaft verschwiegen werden.

<sup>33</sup> Siehe dazu *Grundlagen einer Inklusiven Akustik* (2018), 5–10 (Kapitel 3: Grundlagen einer Anthropologischen Akustik).



Die auf das System Schule bezogene *Inklusive Akustik* würde bei der *Stimme* ansetzen und „eine Stimme haben“ und „Gehör finden“ ins Zentrum aller Überlegungen und Maßnahmen rücken. *Sender:innen*, *Empfänger:innen* und *Medium* innerhalb dieser maßgeblich akustisch bestimmten Kommunikation sind immer im Zusammenhang und Zusammenwirken zu denken.

In einem Dreischritt widmete sich so dem Reden und der *Stimme* eine spezifische Stimm- und Sprechbildung von Pädagog:innen, dem *Medium* eine sensible (Raum-)Akustik auf Seiten der Planer:innen;<sup>34</sup> und *Hören* und *Gehör-Finden* stünde im Mittelpunkt einer Hörbildung bei allen am System Partizipierenden, die sich nicht zuletzt auch als Beitrag zur Stärkung von Demokratie und Teilhabe versteht. Alle drei Bereiche wären in einer interdependenten, ganzheitlichen Betrachtung zu integrieren.

Höchst sinnvoll – denn Sprech- und Stimmbildung ist auch eine Einübung in Selbstbestimmung und Selbstbewusstsein! – wären auch Angebote, die Schüler:innen z.B. durch eine besondere Form der Körperarbeit das Instrument der (eigenen) Stimme näherbringen.<sup>35</sup> Diese könnten Elemente des Musikunterrichts sein, und – warum nicht? – auch eines Faches wie „Bewegung und Sport“.<sup>36</sup>

---

<sup>34</sup> Sowie didaktisch *konkret* verwertbare akustische Grundkompetenzen bei Pädagog:innen.

<sup>35</sup> Das bewusste Erleben und Erkunden der eigenen Stimme und Musikalität wird u.a. auch von Donata Elschenbroich als etwas hervorgehoben, das jedes Kind „gemacht haben sollte“. Siehe *Elschenbroich*, Donata: *Weltwissen der Siebenjährigen. Wie Kinder die Welt entdecken können*, München 2001, 31 u. 210–214. Zustimmend bezieht sich darauf *Rosenkötter*, Henning: *Auditive Wahrnehmungsstörungen. Kinder mit Lern- und Sprachschwierigkeiten behandeln* (Konzepte der Humanwissenschaften), Stuttgart 2003, 173. Siehe auch unten, Kapitel 4.5.2: Hören als bewusster Akt: „*Inklusive* Schule des Hörens“.

<sup>36</sup> Dass eine Umgestaltung der Lehrpläne weg von inhaltlicher Überfrachtung hin zu etwas, das man ‚Kompetenzen der (Selbst-)Ermächtigung‘ nennen könnte, Not tut, wurde im Gespräch mit Thomas Mohrs geradezu als *common sense* von Pädagog:innen gekennzeichnet – zugleich aber zeigt das System Schule gerade hier große Beharrungskräfte.



## 4.2 Akustische Gesundheit

Schall – so wurde in den *Grundlagen einer Inklusiven Akustik* herausgearbeitet – ist an sich kein ‚negatives‘ Element im Blick auf Gesundheit und Wohlbefinden; im Gegenteil: begreift man Menschen als „Schallwesen“, so wird erkennbar, wie positiv sich sensibel und bewusst gestaltete akustische Umfelder – also Schalle, in denen wir leben – auswirken.<sup>37</sup> Die *Inklusive Akustik* versteht sich in diesem Sinne eminent als Beitrag zur Salutogenese. Dies ist auch und gerade dann im Blick zu behalten, wenn im Folgenden mit „Lärm“ immer wieder ein Themenfeld angesprochen wird, bei dem Schall als Faktor der Pathogenese im Zentrum steht.

### 4.2.1 Perspektivenwechsel: Prävention statt Reparatur

Die rechtlichen Bestimmungen zum Arbeitnehmer:innenschutz (wie auch z.B. die bauakustischen Regelungen und Grenzwertfestlegungen) halten eine Vielzahl von ‚harten‘, messbaren Zahlen und Definitionen im Zusammenhang mit Lärm-schutz bereit. Diese Errungenschaft ist keineswegs geringzuschätzen. Aber gefragt werden muss, ob eine ganzheitliche, *inklusive* Perspektive auf die Gesundheit am Arbeitsplatz und darüber hinaus sich darin erschöpfen kann. Was bedeutet (hier wie in fast allen Lebenszusammenhängen) die Verabsolutierung des Messens?<sup>38</sup> Und wie kann sichergestellt werden, dass konkrete Menschen im Mittelpunkt stehen?

„

*Wie Kolleg:innen dieses oder jenes empfinden ist im Arbeitnehmer:innenschutz nicht definiert oder benannt.*

*Die Frage wäre: wie ließe sich Akustik zeigen, wie ließe sich das messen und evaluieren? Umgesetzt und überprüft wird, was sich vorschreiben lässt.*

*‚Weiche‘ Faktoren sind abhängig vom Commitment in den Betrieben, zwischen Arbeitgeber:innen und Arbeitnehmer:innen.*

Martin Windtner

Zum einen muss es also darum gehen, gerade auch für ‚weiche‘ Faktoren zu sensibilisieren – und Kriterien zu entwickeln, wie sich diese auch praktisch einholen und evaluieren lassen.

Das dazu nötige *Commitment*, das von Martin Windtner auch kampftheoretisch als entscheidend für

die Implementierung ‚weicher‘ Faktoren begründet wird,<sup>39</sup> kann zum anderen an Attraktivität gewinnen, wenn der prophylaktische Charakter von ‚weichen‘ Maßnahmen erkannt wird: Die Herstellung eines Arbeitsumfeldes, das Wohlbefinden

<sup>37</sup> Siehe *Grundlagen einer Inklusiven Akustik* (2018), 5–10 (Kapitel 3: Grundlagen einer *Anthropologischen Akustik*).

<sup>38</sup> Kritisch zu hinterfragen bleibt dabei auch immer, was es überhaupt ist, das sich messen und z.B. durch bildgebende Verfahren darstellen lässt.

<sup>39</sup> Zu den Aussagen Martin Windtners im Gesamtkontext siehe die Auszüge aus dem Gespräch im Anhang WI.



auf mehreren Ebenen fördert,<sup>40</sup> zielt auf Verhüten und Vorbeugen und nicht auf Reparieren.

Dass sich damit auch Effekte verbinden, die *betriebswirtschaftlich* höchst relevant sind – und auf das Gesundheitssystem als Ganzes bezogen nicht unerhebliche *Kostenentlastungen* bringen können –, mag die Motivation für ein solches *Commitment* auch da steigern, wo zunächst ein Mehraufwand nötig ist. Windtner spricht in diesem Zusammenhang von einem „nordischen Modell“ des Arbeitnehmer:innen-schutzes, wohingegen die „österreichische Tradition“ noch stark auf das nachträgliche „Reparieren“ ausgerichtet sei.

„  
*Es geht nicht nur um den Arbeitsplatz, sondern immer auch um die konkrete Person, die dort arbeitet, und um deren individuelle Bedürfnisse. [...] Sobald man die individuellen Bedürfnisse hineinnimmt, wird die Evaluierung aufwändiger.*

*Weil man auf betrieblicher Ebene den Nutzen oft noch nicht recht erkennt, versucht man, den Aufwand zu minimieren. Die Schweden, wenn ich es etwas plakativ sagen darf, sind da viel weiter.*

Martin Windtner

Doch ist die Perspektive noch weiter zu denken. Beispielsweise ist die klassische Kassensituation im Supermarkt nicht nur für Arbeitnehmer:innen ‚akustisch‘ zu analysieren – Stichwort: subjektives Sicherheitsgefühl –, sondern im Sinne von *Inklusion* und Teilhabe als Gesamtgefüge, in dem Menschen in Beziehung treten: Wie ist dieser Bereich und dieses Setting zu gestalten, um *allen* Beteiligten – Angestellten wie Kund:innen – eine ideale Kommunikation zu ermöglichen? Mit solchen konstruktiven Überlegungen ließen sich eine positive Motivation und das *Commitment* zur Umsetzung von Maßnahmen gewinnen.<sup>41</sup>

#### 4.2.2 Folgen akustischer Situationen: Beispiel Neonatologie

Einen betrifft seine akustischen Gegebenheiten hochsensiblen Bereich stellen Krankenhäuser dar. Programmatisch wurde daher bereits in den *Grundlagen einer Inklusiven Akustik* festgehalten: „Gerade bei der Gestaltung von Räumen, die für Menschen in kritischen Lebenssituationen geschaffen sind und ein Umfeld der Gesundung herstellen sollen – Krankenhäuser, Pflegeeinrichtungen, Rehabilitationszentren –, müsste auf Akustik als Voraussetzung des Wohlbefindens verstärkt Rücksicht genommen werden.“<sup>42</sup>

In den vergangenen Jahren zunehmend thematisiert wurde die Zunahme des „environmental noise“ im Gesundheitsbereich, denn, wie es in einem aktuellen Beitrag heißt: „Highly sensitive environments such as hospitals deserve special

<sup>40</sup> Angelegt ist eine solche Perspektive hin auf ein umfassendes Wohlbefinden – hin auf den *ganzen* Menschen – durchaus schon in den grundlegenden arbeitsrechtlichen Bestimmungen: Betriebsrät:innen etwa haben die „wirtschaftlichen, sozialen, kulturellen und gesundheitlichen Interessen“ der Arbeitnehmer:innen im Betrieb wahrzunehmen und zu fördern. Siehe § 38 Arbeitsverfassungsgesetz (ArbVG).

<sup>41</sup> Das konkrete Beispiel wird im Gespräch mit Martin Windtner noch weiter ausgeführt (siehe Anhang WI). Überlegungen zu Beschallungskonzepten für den Handel – die Kassensituation ist nur ein Teil davon – spielen in *Hörstadt*-Projekten seit jeher eine Rolle. Siehe dazu *Androsch, Peter/Kren, Reinhard*: Auf dem Weg zu einer „Ethik der Beschallung“, in: *ThPQ* 164 (2016), 227–236, hier besonders 233–236, wo auf das unveröffentlichte *Hörstadt*-Konzept „Beschallung nach menschlichem Maß – ohne Musik“ (2011) rekurriert wird.

<sup>42</sup> *Grundlagen einer Inklusiven Akustik* (2018), 19.



attention, since noise can aggravate patients' health issues and impair the performance of healthcare professionals.<sup>43</sup> Eine Untersuchung an der Johns Hopkins University bzw. am Johns Hopkins Hospital zeigte 2005, dass die Schallbelastung – um hier einmal das Wort „Lärm“ zu vermeiden – seit Jahrzehnten kontinuierlich zunimmt.<sup>44</sup> Vor diesem Hintergrund wäre eine systematische akustische „Feldforschung Krankenhaus“<sup>45</sup> zu etablieren, die das Problemfeld *multiperspektivisch* durchdringt. Denn es geht nicht nur um das ‚unmittelbare‘ gesundheitlichen Wohl der Patient:innen und des Personals, sondern auch z.B. um das akustisch fundierte subjektive Sicherheitsgefühl (gerade in einem Zustand der Verletzlichkeit) – und besonders für intrikate Abläufe und Situationen um die Herstellung von Kommunikationskonstellationen mit höchstmöglicher Sprachverständlichkeit.<sup>46</sup>

An dieser Stelle sei beispielhaft das von Marcus Mäder<sup>47</sup> betriebene Forschungsprojekt zur Schallbelastung auf Neonatologischen Stationen bzw. in Inkubatoren referiert, bei dem die kleinen Patient:innen fokussiert werden. Dabei zeigen sich neben der Relevanz der Akustik auch spezifische Gegebenheiten des Gesundheitssystems, dessen z.T. konfligierenden Handlungen und Handlungsmotive immer auch ethische Implikationen haben.

Ausgangspunkt war die Beobachtung, dass es bei Kindern direkte Zusammenhänge von Defiziten bei der Sprachentwicklung und einer Geschichte als „Frühchen“ gibt: Bis zu 50 % der Inkubator-Kinder haben im Alter von 3 Jahren mit Sprachdiskriminierung und -verständlichkeit Probleme und müssen daher als in der Sprachentwicklung behindert gelten.

---

<sup>43</sup> de Lima Andrade, Erik et al.: Environmental noise in hospitals: a systematic review, in: Environmental Science and Pollution Research 28 (2021), 19629–19642, <https://doi.org/10.1007/s11356-021-13211-2>, hier 19629. Siehe dazu auch Wallis, Rory et al: Environmental Noise Levels in Hospital Settings: A Rapid Review of Measurement Techniques and Implementation in Hospital Settings, in: Noise & Health 21 (2019), Issue 102 (Sep-Oct), 200–216, <https://www.ncbi.nlm.nih.gov/pmc/articles/PMC7650850>.

<sup>44</sup> „[...] there is a clear trend for rising hospital noiselevels consistently since 1960“: Errechnet wurde eine Steigerung von 52 auf 72 dB bei Tag und von 42 auf 60 dB bei Nacht. Siehe Busch-Vishniac, Ilene J. et al.: Noise levels in Johns Hopkins Hospital, in: The Journal of the Acoustical Society of America 118 (2005), 3629–3645, <https://doi.org/10.1121/1.2118327>, hier 3631–3632. Bemerkenswert auch, dass das Bewusstsein der Problematik schon mit einem Zitat von Florence Nightingale aus dem Jahr 1859 belegt wird: „Unnecessary noise, then, is the most cruel absence of care which can be inflicted either on sick or well.“ Und die Autor:innen der Untersuchung ergänzen: „However, little work has been done to characterize and reduce hospital noise even though it routinely ranks among the top complaints of hospital patients, visitors, and staff.“

<sup>45</sup> So bereits ein Vorschlag in den *Grundlagen einer Inklusiven Akustik* (2018), 25.

<sup>46</sup> Dazu wurde von der Hörstadt etwa in einer *Stellungnahme zum Planungsstand des Krankenhauses Nord (KHN) aus akustischer Perspektive* (2011) eine erste Einschätzung vorgenommen. Eine Beobachtung während der Corona-Zeit teilte auch Martin Windtner: „Was haben Kolleg:innen in den Krankenhäusern erlebt? Ruhe war ein ganz häufiges Thema. Ruhe nicht im Sinne von wenig Betrieb, sondern als die Ruhe im Stress, in und trotz der angespannten Situation. Verschärfte Besuchsregelungen, oder nennen wir es positiver: die klar beschränkte Besuchssituation (keine Gruppen, nur eine Person für eine Stunde usw.) wurden für die konkrete Arbeit sehr spannend und ruhig erlebt. Natürlich müsste man hier auch fragen, wie das auf der anderen Seite, also von Patient:innen erlebt wurde. Hier kollidieren sicher auch individuelle Wahrnehmungen und Bedürfnisse.“ Siehe Anhang WI zur Aussage im Gesamtzusammenhang des Gesprächs.

<sup>47</sup> Siehe ausführlich zur Genese des Projekts wie zu den spezifischen Fragestellungen und deren methodischen Problemen die Auszüge aus dem Gespräch mit Marcus Mäder im Anhang MÄ.



”

*Wir haben mal den üblichen Betrieb in diesem Umfeld gemessen, also das, was man hier normalerweise macht, wenn man also ganz normal redet, die üblichen Verrichtungen vornimmt usw.*

*Da haben wir gesehen, dass im Inkubator Spitzenpegel von 100 dB erreicht werden. Nun sind das natürlich Spitzenwerte; aber die American Academy of Pediatrics (AAP) empfiehlt einen Dauerpegel von etwa 45 dB – und dieser Pegel wird in allen Studien, die es dazu gibt, übertroffen.*

*Der übliche Dauerpegel ist 50, 60, 70 dB, je nachdem, wie das Setting ist, wie groß die Abteilungen sind, wie viele Leute dort arbeiten usw. Jedenfalls sind wir weit über dem, was die medizinische Wissenschaft zurzeit als vertretbar ansieht.*

Marcus Mäder

Bei der Ursachenforschung für diese Häufung zeigte sich, dass Kinder in Inkubatoren nicht nur einem ganz anderen akustischen Umfeld begegnen als im Mutterleib – und schon das für sich genommen wirft Fragen nach potenziellen Auswirkungen des unzeitgemäßen ‚Bruchs‘ in der normalen hörphysiologischen und kognitiven Entwicklung auf. Sondern es wurde deutlich, dass frühgeborene Kinder in Inkubatoren z.T. *extremen Schallpegeln* ausgesetzt sind. Schon im ‚normalen‘ Stationsbetrieb werden die Standard-Grenzwerte

für akustische Belastungen durchwegs überschritten.<sup>48</sup> Aber nicht nur der Umgebungslärm wirkt sich hierbei aus, sondern der Inkubator selbst<sup>49</sup> bzw. die (über-)lebensnotwendige medizinische Behandlung erweist sich als akustisch problematisch – und dies muss für Außenstehende nicht zwingend hörbar sein.

Offene Grundfragen sind zum jetzigen Zeitpunkt: Wie kann das ‚normale‘ akustische Umfeld des Kindes im Mutterleib rekonstruiert werden und wie ist es für die physiologische, neurologische und kognitive Entwicklung des Kindes zu beurteilen? Was bedeutet dann der unzeitgemäße Wechsel dieses Umfeldes? Und noch ge-

nauer: Wie kann man bestimmte akustische Ereignisse – das bestimmten Schallereignissen Ausgesetzt-Sein des Kindes – konkret beziehen auf Folgen in der gesundheitlichen oder kognitiven Entwicklung, zumal die gesundheitlichen Probleme und ‚unnatürlichen‘ Beeinträchtigungen<sup>50</sup> von Frühchen so vielfältig sind, dass die Rückführung auf akustische Ursachen, Auslöser oder ‚Verstärker‘ noch einmal schwieriger scheint.

”

*Die extremen Frühchen, z.B. mit 24 Wochen, sind so groß wie eine Handfläche – und müssen intensivmedizinisch betreut werden; da müssen Zugänge gelegt werden, da wird beatmet usw.*

*Allein das Beatmungsgerät – ganz jenseits der akustischen Belastung – übt einen sehr hohen Druck auf die Lunge aus, damit aber auch auf die Eustachische Röhre und in Folge auf das Innenohr ... Es gibt also eine Vielzahl von komplexen, kombinierten Maßnahmen, die während der Behandlung stattfinden.*

Marcus Mäder

<sup>48</sup> Eine Studie wird etwa mit dem nüchternen Statement eröffnet, dass „these standards are universally unattainable in the modern NICU environment.“ *Smith, Shaylynn W./Ortmann, Amanda J./Clark, William W.*, Noise in the Neonatal Intensive Care Unit: A New Approach to Examining Acoustic Events, in: *Noise & Health* 20 (2018), Issue 95 (Jul–Aug), 121–130, <https://www.ncbi.nlm.nih.gov/pmc/articles/PMC6122266>, hier 121.

<sup>49</sup> Siehe dazu jetzt auch *Restin, Tanja et al.*: Newborn Incubators Do Not Protect from High Noise Levels in the Neonatal Intensive Care Unit and Are Relevant Noise Sources by Themselves, in: *Children* 8 (2021), Issue 8 (Aug), 704, <https://doi.org/10.3390/children8080704> (ein Schwerpunkt dieser Ausgabe ist „Sound in the Neonatal Intensive Care Unit“).

<sup>50</sup> Auch z.B. die unzeitgemäße (und übermäßige) Licht-Exposition könnte spezifische Folgen – nicht notwendigerweise nur negative – für die Entwicklung haben.



”

*[...] es ist gar nicht so einfach, Quellen zu separieren und diese dann – tragfähig und belegbar – mit konkreten Folgen zu verknüpfen.*

*Wie kann ich z.B. den Einfluss eines vibrierenden Handys auf die Beeinträchtigung der Sprachentwicklung beziehen oder zurückrechnen?*

Marcus Mäder

Auf einer Metaebene kann das Projekt damit auch zu einem tieferen Verständnis der menschlichen Ontogenese führen: Wenn Sinnesreize in den frühen Entwicklungsphasen des menschlichen Gehirns bei der Bildung von Synapsen eine maßgebliche Rolle spielen, dann

*muss es eine Auswirkung haben, wenn hier ein fundamentaler, nicht im Entwicklungsverlauf ‚geplanter‘ Wechsel stattfindet. Marcus Mäder hält dazu fest: „Ich sage zunächst gar nicht, dass das gut oder schlecht, das neue Umfeld nun zu laut oder zu leise ist, sondern: es ist vom natürlichen Entwicklungsprozess her gesehen anders.“*

#### 4.2.3 Sensibilisierungen

Die Aufmerksamkeit für das Umfeld auf Neonatologischen Stationen – und man muss noch einmal betonen, dass es sich um Einrichtungen handelt, die für ihre kleinen Patient:innen eine (über-)lebensnotwendige hochspezialisierte intensivmedizinische Betreuung rund um die Uhr leisten – hat in den letzten Jahrzehnten noch einmal zugenommen. Das liegt zum einen daran, dass das ‚Durchbringen‘ von Frühchen mit 24, 25 Wochen sehr viel häufiger wurde. Und damit hat auch die Zahl von Kindern, die lange Zeit im Inkubator verbringen, so zugenommen, dass Häufungen bei Folgeproblemen sichtbar wurden. Zum anderen wurde und wird in diesem Feld gezielt geforscht, da die Neonatologie unter besonderer medizinischer, ethischer, aber auch gesellschaftlicher Beobachtung steht.

”

*[...] was machen wir mit den Folgen unseres Handelns, wie akzeptieren wir – und das „Wir“ muss nicht zuletzt auch die Eltern miteinschließen –, dass bis zu 50 % der Frühchen diese Defizite aufweisen?*

*Wir können da nicht beim Inkubator stehen bleiben – sondern das sind Folgen, mit denen man ebenfalls umgehen muss. Es sind wirklich gesellschaftliche Fragestellungen, die auch gesellschaftliche Entscheidungen erfordern:*

*Ja, wir bringen diese Kinder zu Welt. Zu diesem „Ja“ muss dann aber auch gehören: wir kümmern uns in allen Bereichen darum, dass die Kinder bestmöglich betreut werden und so ihre Potenziale entfalten können.*

*Das sind schwere Fragen, auch unangenehme Fragen – aber sie müssen gestellt werden.*

Marcus Mäder

Und gerade hier setzt Marcus Mäder an, indem er das ärztliche Handeln auch verantwortungsethisch befragt, denn das, was man machen *kann*, lässt sich nicht völlig isoliert davon beurteilen, was aus diesem *Können* folgt. Dass die möglicherweise völlige Ausblendung von Handlungsfolgen problematisch ist, ist offensichtlich; doch auch eine Verantwortungsethik birgt – wissenschaftlich und medizinisch gesehen nicht zuletzt auch methodische – Schwierigkeiten: Welche zeitliche Grenze legt man für die Folgenabschätzung fest? Wie weit lässt man die Beobachtung laufen? Und was kann man dann überhaupt noch konkret auf diese oder jene Ursache zurückführen?

methodische – Schwierigkeiten: Welche zeitliche Grenze legt man für die Folgenabschätzung fest? Wie weit lässt man die Beobachtung laufen? Und was kann man dann überhaupt noch konkret auf diese oder jene Ursache zurückführen?



Das Forschungsprojekt von Marcus Mäder kann Bewusstsein und Aufmerksamkeit dafür schaffen, wie sich akustische Belastungen in sensiblen Bereichen auswirken können – und es lässt deutlich werden, dass es hier Langzeitfolgen geben kann auch in Bereichen, die man vielleicht zunächst nicht unmittelbar mit ‚akustischen‘ Situationen verbindet.<sup>51</sup>

Zu bedenken ist hier insbesondere, dass Beeinträchtigungen des Hörens und der sprachlichen Entwicklung erhebliche Auswirkungen auf das soziale Gefüge und die kognitive Entfaltung haben können; anders gesagt: auch gesellschaftliche Teilhabe wird, wenn nicht gar verunmöglicht, so doch vorübergehend oder andauernd erschwert. Die Gestaltung des akustischen Umfeldes ist also auch im Horizont ethischer Verantwortung zu sehen – als stete Frage nach den Folgen unseres Handelns.

---

<sup>51</sup> Der Zusammenhang von Lärmexposition und Beeinträchtigungen bei der Sprachentwicklung lässt sich im Übrigen auch in anderen Kontexten belegen.



### 4.3 Akustischer Lebensraum Stadt

Lebensräume und ihre akustischen Qualitäten lassen sich im Kleinen betrachten, aber auch im Großen. Letztlich müssen alle Maßnahmen ‚im Kleinen‘ getragen werden von einer durchdachten, übergeordneten Raumplanung ‚im Großen‘: Ein solcher *funktionierender* Rahmen ist das Um und Auf zur nachhaltigen Herstellung von Lebensqualität – gerade auch aus akustischer Perspektive.<sup>52</sup> Die komplexesten Gestaltungen menschlichen Lebensraumes stellen urbane Räume dar: Städte sind hochartifizielle Gebilde, die aufgrund ihrer Geschichte manchmal ein geradezu ‚natürliches‘ Gepräge annehmen – zugleich aber bedeuten die Schichten über Schichten historischer Künstlichkeit, in denen zudem ganze Mentalitäten und Ideologien aufgehoben und eingeschrieben sind, dass jeder neue Gestaltungsversuch nur bedingt Freiräume und Bewegungsspielräume vorfindet. Diese Feststellung mag banal sein. Sie soll aber deutlich machen, dass einerseits stadtplanerische Initiativen alle Beteiligten vor große praktische (technische, organisatorische) Herausforderungen stellen; und dass andererseits mit „Stadt“ viel mehr verhandelt wird als die Position von Straßen und Gebäuden: Letztlich geht es auch um die Frage, wie das Leben der Menschen organisiert werden soll – und damit: in welcher Gesellschaft wir leben wollen.<sup>53</sup>

Im Folgenden sollen drei Bereiche umrissen werden, die für die Perspektive der *Inklusiven Akustik* anschlussfähig sind.

#### 4.3.1 Wohnen und leben

Wenn „Stadt“ ein attraktiver, lebenswerter Lebensraum sein soll, der auch ökologisch sinnvoll organisiert ist, muss man Menschen und ihre Bedürfnisse in den

„  
*Warum ziehen Menschen weg? – Ich meine auch deshalb, weil vieles zu uninspiriert gemacht und geplant wird, die Verdichtungen mit Außenbereichen zu wenig aufgelöst oder gebrochen werden.*

*Es wird zu wenig überlegt: was bietet – oder: kann unsere Architektur bieten, damit die Menschen in der Stadt bleiben?*

Susanne Seyfert

Mittelpunkt stellen. Im Rückgriff auf Überlegungen von Jane Jacobs<sup>54</sup> hebt Susanne Seyfert u.a. hervor, dass das Auseinanderfallen von *wohnen* und *leben* zu vermeiden sei: Bloße *Schlafstädte*, oft an der Peripherie konzentriert, sind keine *Lebensräume*; ‚monokulturell‘ genutzte Stadträume führen zu verödeten Innenstädten und einer Fluchtbewegung aus der Stadt – Verkehrslawine

<sup>52</sup> Das erkennt man z.B. auch an der ‚Politik der Lärmschutzwände‘ – man vergleiche die Situation in Österreich mit der in Bayern: Eine intelligente Raumplanung kann auf Lärmschutzwände weitgehend verzichten.

<sup>53</sup> Mit Ernst Bloch kann man Architektur – und damit mutatis mutandis auch Stadtplanung – als „Produktionsversuch menschlicher Heimat“ bezeichnen. Bei Bloch heißt es dazu weiter: „Schutzzkreise, vorausgebaute Heimat: Das meinen die Grundrisse einer besseren Welt, was ihre Ausführung in Architektur angeht. [...] Das Umschließende gibt Heimat oder berührt sie: sämtliche großen Bauwerke waren sui generis in die Utopie, die Antizipation eines menschenadäquaten Raumes hineingebaut.“ *Bloch, Ernst: Das Prinzip Hoffnung* [1959], Bd. 2, Frankfurt a. Main <sup>3</sup>1990, 871–872.

<sup>54</sup> Beginnend mit *The Death and Life of Great American Cities*, New York 1961 formulierte Jane Jacobs (1916–2006) ihre Kritik an vorherrschenden stadtplanerischen Konzepten, die durch die Störung und Zerstörung gewachsener, vielfältiger, multifunktionaler urbaner Strukturen die Stadt selbst dysfunktional machen.



inklusive.<sup>55</sup> Es geht vielmehr darum, Mannigfaltigkeit einzuführen und Vielfalt zu ermöglichen, etwas, das von Seyfert mit der Kombination aus Geschäften und Wohnraum im Projekt *Ferihumerstraße (Urfahr City Center)* realisiert wurde. Die (Wieder-)Belebung des öffentlichen Raumes als echten Begegnungsraum, durchdachte Konzepte der baulichen Verdichtung und Auflockerung sowie ein Planen und Bauen mit der Umgebung (nicht dagegen) sind Elemente für gelingende Stadtplanung. Neben vielen Aspekten, die sich damit positiv beeinflussen lassen – Stichwort: Klima in der Stadt – sind auch die akustischen Verhältnisse hervorzuheben. Einer Planung, die mit den stadträumlichen Gegebenheiten kommuniziert, anstatt für diese taub zu sein, eröffnen sich auf mehreren Ebenen Möglichkeiten: etwa indem -- wie beim Neubau der Anton Bruckner Privatuniversität – ein Gebäude die Funktion eines Schalldiffusors übernimmt. Damit werden auftretende Schalle, z.B. Straßenlärm, nicht schallhart reflektiert, sondern Schalle werden gestreut und bei entsprechenden Oberflächen- und Materialeigenschaften wird auch deren Energie vermindert bzw. absorbiert.

Umgekehrt beeinflussen auch Maßnahmen, die die klimatischen Bedingungen in Städten verbessern, akustische Verhältnisse im urbanen Raum in positiver Weise: Fassadenbegrünungen, Baumpflanzungen und Bodenentsiegelung sowie etwa auch die Renaturierung von Gewässern ergeben eine differenzierte und reiche – damit lebenswerte – *Soundscape*, mildern und entschärfen die Belastungen durch Dauerlärm<sup>56</sup> und führen durch diese akustischen ‚Mehrwerte‘ zu einer nachhaltigen Verbesserung der Lebens- und Aufenthaltsqualität.

Dass solcherart ganzheitliche Herangehensweisen zudem auch einen architektonischen und ästhetischen Mehrwert einschließen, der für die Gestaltung von *Lebensräumen* und deren Funktionieren nicht weniger essenziell ist als technische Spezifikationen, scheint allerdings bei vielen Bauherren noch nicht angekommen zu sein. Nach wie vor dominieren Standardlösungen und überkommene Konzepte.

#### 4.3.2 Leben und wirtschaften

Die Ökonomie und ökonomische Interessen sind integrale Bestandteile des (urbanen) Lebens. Alle städteplanerischen Überlegungen müssen dem Rechnung

”  
*Bei den Ausschreibungen wird leider oft etwas ganz Gegenläufiges vorgegeben: Zeilenstruktur, Riegel.*

*Die verschachtelte Bauweise, die verdichtete Flachbauweise wäre toll – sonst habe ich wieder überall Schneisen, die akustisch, aber auch in Bezug auf Wind- und Luftströme Probleme machen.*

Susanne Seyfert

<sup>55</sup> An der Peripherie – im vielzitierten ‚Speckgürtel‘ – treffen sich zwei Fluchtbewegungen: die aus der Stadt und die aus den ländlichen Regionen. Die Folge sind, ganz abgesehen vom massiven täglichen Pendler:innenverkehr, Flächenfraß und Zersiedlung im Umland der Städte bzw. in den Zentralräumen.

<sup>56</sup> Der, darauf ist immer wieder hinzuweisen, nicht ‚laut‘ sein muss – die vielfältigen Auswirkungen von Dauerschallbelastung („environmental noise“, chronischer Lärmstress) finden seit einigen Jahren vermehrt Aufmerksamkeit auch in der medizinischen Forschung. Siehe *Grundlagen einer Inklusiven Akustik* (2018), 12–14 (Kapitel 4.2: Das Offensichtliche: Beispiel Lärm).



tragen – und sich allen damit verknüpften Fragen stellen. Zwei Schlüsselemente einer zukunftsfähigen Planungsstrategie sind Verkehrsberuhigung (gepaart mit dem Ausbau des öffentlichen Verkehrs) und die Integration von Freiflächen (Grünräume, Begegnungszonen) in den urbanen Raum. Gerade diese Initiativen sind es, die immer wieder zu heftigen Diskussionen führen – und fast zwingend, so scheint es, mit Argumenten der ‚wirtschaftlichen‘ Notwendigkeiten kollidieren.

Ein Problem besteht – neben ganz grundsätzlichen ‚ideologischen‘ Zementierungen von Positionen – wohl darin, dass es vergleichsweise wenig Untersuchungen über positive *ökonomische* Effekte dieser Maßnahmen gibt. Anders als die einfach zu messende Reduktion von „Lärm“ oder die statistisch zu bele-

gende Zunahme der Verkehrssicherheit sind wirtschaftliche Auswirkungen schwieriger zu berechnen und weniger leicht zu verallgemeinern.<sup>57</sup> Für die politische Willensbildung und die Überzeugungsarbeit in den Kommunen – greifen wir nur die kontroverse Frage der Verkehrsberuhigung heraus – sind also konkret vorzeigbare, gelungene Beispiele von gro-

„  
[...] trotz vieler Ideen scheitert es an politischen Diskussionen – es geht da leider Vieles an der Sache vorbei. Klar, es ist immer schwierig, alle Interessen unter einen Hut zu bringen.

Die kleinen Läden z.B. wären durchaus dabei, den Verkehr rauszunehmen ... aber andere haben Ängste, wenn Kund:innen nicht mehr direkt bis zum Geschäft fahren können.

Susanne Seyfert

ßer Bedeutung.<sup>58</sup> Deutlich kann in solchen ‚best practice‘-Beispielen vor allem auch werden, dass es immer um ein Bündel von Maßnahmen gehen muss, bei deren Entwicklung möglichst *alle* involvierten Interessen – gerade auch Ängste und Befürchtungen – zu berücksichtigen sind. So kann man Menschen zur Teilhabe an den Entscheidungsprozessen motivieren (etwas, das insbesondere auch die Vorhandenen kreativen Potenziale erkennt und anerkennt!), Mitarbeit und Mittragen aktivieren – und mit diesem Rückhalt manches mutig und couragiert zunächst auch mal modellhaft und zeitlich begrenzt erproben.

„  
Es gibt immer unterschiedliche Ansätze und Lösungsmöglichkeiten, z.B. bei der Frage: wie löse ich das Lärmproblem des Schwerverkehrs?

Man könnte den Schwerverkehr an der Stadt vorbeileiten. Dann donnert dieser mit 80 km/h über die zukünftige Ostumfahrung.

Man könnte aber auch mit einer Geschwindigkeitsbegrenzung gegensteuern, die es erlauben würde, Teile des Verkehrs durch die Stadt fahren zu lassen.

Martin Windtner

<sup>57</sup> Siehe dazu die Präsentation von *Gmünder, Markus/Langhart, Manuel/Bruns, Frank*: Beschäftigungseffekte der Verkehrsberuhigung von Zentren, IWSB – Institut für Wirtschaftsstudien Basel (2018), [https://www.mobilservice.ch/admin/data/files/news\\_section\\_file/file/4604/pres-7\\_oekonomische-effekte-verkehrsberuhigung\\_gmuender\\_de.pdf](https://www.mobilservice.ch/admin/data/files/news_section_file/file/4604/pres-7_oekonomische-effekte-verkehrsberuhigung_gmuender_de.pdf). Neben einer branchenspezifischen Differenzierung halten die Autoren u.a. fest, „dass Beschäftigungseffekte von Verkehrsberuhigungen auch von nicht erfassten bzw. nicht erfassbaren Variablen abhängen.“ Genannt werden: Entwicklungspotenzial bzw. Gestaltungswille einer Gemeinde, intermodale Erreichbarkeit und Entwicklungen im Umfeld der Verkehrsberuhigung (ebd., Folie 24).

<sup>58</sup> Eine aus konkreten Entwicklungen und Beobachtungen sowie einer weitgespannten Literaturkenntnis erarbeitete Zusammenschau bietet *Scherer, Georg*: Die vielen Vorteile von Verkehrsberuhigung (September 2021), <https://www.wienschauen.at/die-vielen-vorteile-von-verkehrsberuhigung>. Die von Blogger und Aktivist Georg Scherer privat betriebene Website ist überdies ein Musterbeispiel für konstruktives Engagement im eigenen urbanen Lebensraum.



Martin Windtner hält positiv fest: „[H]ier tut sich viel, auch auf gesamtgesellschaftlicher Ebene, [...] da sehe ich jedenfalls Fortschritte. Und auch da geht es darum: Denkt jemand die Akustik bereits in den Planungen mit? – Denn: Durchdachte Planung ist immer billiger als Reparatur!“

#### 4.3.3 Leben zwischen „öffentlich“ und „privat“

Die stete Neuverhandlung und Neubestimmung des Öffentlichen Raumes ist eines der zentralen Zukunftsprojekte urbaner Zentren.<sup>59</sup> Es ist dies nicht bloß ein Feld pragmatischer Stadtplanung, ein bloßes Reagieren auf Parameter wie Bevölkerungs- und Verkehrsentwicklung oder wirtschaftliche Notwendigkeiten, sondern, wie eingangs angedeutet, ein gesamtgesellschaftliches Projekt, dem sich grundsätzliche Fragen verbinden: Wie verstehen und definieren wir „öffentlich“ und „privat“? Wo, wenn nicht im Öffentlichen Raum, konstituiert sich Öffentlichkeit? Wie ermöglichen und aktivieren wir Beteiligung? Wie kann Gesellschaft als Projekt der Teilhabe funktionieren? Wie lässt sich diese Teilhabe institutionalisieren? Kurz: Wie gestalten wir unser Zusammenleben? Und: Welches Bild haben wir von diesem Zusammenleben<sup>60</sup> – ja, auch von „Stadt“?<sup>61</sup>

Demographische und gesellschaftliche Entwicklungen, damit verknüpfte neue (oder wiederentdeckte) Ansprüche an den Öffentlichen Raum<sup>62</sup> sowie der Wandel des vorhandenen Raumes spielen hier ebenso herein wie eine dem vorgelagerte – oder dies durchdringende – Ebene: Zur Disposition steht nicht nur, was als „privat“ und „öffentlich“ zu gelten habe, sondern, ob man diese starre klassische Dichotomie nicht längst schon – spätestens mit Habermas – endgültig verabschieden hätte müssen und vielmehr ganz neuer Kategorien des ‚Dazwischen‘, der Überlagerung, des ‚Einen-im-Anderen‘ nötig seien. Soziale Medien, die Vermischungen von realen und virtuellen (sozialen) Räumen, aber auch Begleitscheinungen der Corona-Pandemie (Stichwort: Homeschooling und Homeoffice) werfen diese Frage – nebenbei gesagt: auch rechtlich – auf. Zudem lässt sich zeigen, dass die Idee des Öffentlichen Raumes selbst unter Druck gerät, nicht

---

<sup>59</sup> „Öffentlicher Raum ist real, mental und sozial nie fertig und auch räumlich einer Veränderung unterworfen.“ Bork, Herbert/Klingler, Stefan/Zech, Sibylla: Kommerzielle und nicht-kommerzielle Nutzung im Öffentlichen Raum (Stadtpunkte 16), hg. v. Kammer für Arbeiter und Angestellte, Wien 2015, 8. Die Studie ist abrufbar unter <https://emedien.arbeiterkammer.at/resolver?urn=urn:nbn:at:at-akw:g-737521>.

<sup>60</sup> Siehe dazu den lesenswerten Essay von Kaschuba, Wolfgang: Die Stadt, ein großes Selfie? Urbanität zwischen Bühne und Beute, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 67 (2017), Heft 48: Stadt (November 2017), 19–24 (auch abrufbar unter <https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/260060/die-stadt-ein-grosses-selfie>).

<sup>61</sup> Im Gespräch mit Martin Windtner wird diese auch kulturhistorische Dimension unserer Stadtbilder deutlich, wenn Peter Androsch berichtet: „Als ich zuletzt in Paris war, war es fast unheimlich: Wo sind die Autos? Bin ich überhaupt in Paris? Am Sonntag gibt es um den Triumphbogen keinen Individualverkehr – da fährt wortwörtlich nichts! Das ist zuerst eine riesige Irritation, weil man von Stadt etwas ganz Anderes erwartet ... oder jedenfalls zu erwarten gelernt hat. Wir können so auch ganz neue Stadt-Erlebnisse, -Vorstellungen, -Bilder lernen.“

<sup>62</sup> Siehe dazu ausführlich Bork/Klingler/Zech: Nutzung im Öffentlichen Raum (wie Anm. 59), 8–25 (Kapitel 1.2: Neue Aufgaben für den öffentlichen Raum).



zuletzt ökonomisch: Zu recht wurde gewarnt, dass er „sich schleichend von einem Ort der Allgemeinheit zu einem Verwertungsraum“ verändert.<sup>63</sup>

Den Öffentlichen Raum als Raum der Begegnung und des Austausches – auch ganz jenseits von Konsumkontexten und -zwängen – zu etablieren, bedeutet, eine demokratische „Agora“, ein Forum der Öffentlichkeit zu schaffen und da-

„  
[...] eine lebendige Stadtgesellschaft bildet heute mehr denn je ein soziales Gebilde, in dem Ungleichheiten und Spannungen herrschen und dessen Strukturen und Regeln [...] verhandelt werden müssen.

Und daher muss der Stadtraum öffentlicher Raum auch in dem Sinne sein, dass hier [...] stets Empathie und Respekt, Toleranz und Offenheit gelten – für mich wie für die Anderen. Dass er für alle zugänglich und nutzbar ist, offen für unterschiedlichste Zwecke und unterschiedlichste Gruppen, schwellenfrei und kontrollfrei und angstfrei begehbar.

Wolfgang Kaschuba

mit einen Lern- und Erfahrungsraum des Zusammenlebens: In einem solcherart geteilten Raum *begegnen* sich und werden *sichtbar* Gruppen mit hoher Diversität und Akteure mit ganz unterschiedlichen Interessen, Bedürfnissen und Möglichkeiten.<sup>64</sup> Nur offene Kommunikationsprozesse, gegenseitige Anerkennung und Wertschätzung können diesen Raum konstituieren und aufrecht hal-

ten. Ganz ohne sozialromantische Naivität muss klar sein: das ist eine Aufgabe, die alle fordert,<sup>65</sup> weil sie vieles zusammenbringen muss:

Für einkommensschwache Gruppen etwa ist der Öffentliche Raum ein eminenten Lebens- und Aufenthaltsraum; gewissermaßen *zwingen* hier prekäre Verhältnisse zu Inanspruchnahme und Aneignung – denn es ist ein Raum auch des *Ausweichens* aus den Begrenzungen und Beschränkungen des privaten Raums, der durch den ökonomischen Druck z.B. nicht ausreichend groß gestaltet werden kann, weder über Balkon noch Garten verfügt und möglicherweise in einer lärmexponierten Stadtregion liegt. Der ökonomische Druck erlaubt es auch nicht, die unzähligen kommerziellen Angebote wahrzunehmen, die in öffentlichen und halböffentlichen Räumen gemacht werden: Sind diese ausschließlich als Konsumräume angelegt, so werden alle ausgeschlossen, die, aus welchen Gründen immer, daran nicht teilnehmen können oder wollen. Das äußert sich z.B. darin, dass es keine Sitzmöglichkeiten und keine Beschattung gibt –

„  
Was möglich ist, sieht man ja an der Herrenstraße, die viele heute für die attraktivste Straße in Linz halten.

Aber wenn ich an den Lutherplatz in Linz denke: was da möglich wäre, mit Begrünung, mit einem Gehen ins Dreidimensionale; aber nein: es wird zubetoniert – keine Beschattung, keine Kühlung ... und eine unmögliche Akustik.

Susanne Seyfert

<sup>63</sup> Brendgens, Guido: Vom Verlust des öffentlichen Raums. Simulierte Öffentlichkeit in Zeiten des Neoliberalismus, in: UTOPIE kreativ 182 (Dezember 2005), 1088–1097, hier 1088. Nicht verschwiegen soll hier werden, dass Brendgens – heute Referent u.a. für Stadtentwicklung und Umwelt der Fraktion DIE LINKE im deutschen Bundestag – und die Zeitschrift *UTOPIE kreativ* der Rosa-Luxemburg-Stiftung einem spezifischen ideologischen Kontext zuzuordnen sind. Das freilich macht seine Beobachtungen und Überlegungen nicht weniger bedenkenswert.

<sup>64</sup> Siehe Bork/Klingler/Zech: Nutzung im Öffentlichen Raum (wie Anm. 59), 24–34 (Kapitel 1.3: AkteurInnen für den Öffentlichen Raum), wo auch die ökonomische Komponente der Handlungsfähigkeit im öffentlichen Raum klar angesprochen ist.

<sup>65</sup> Siehe dazu Kaschuba, Stadt, ein großes Selfie (wie Anm. 60); das eingblendete Zitat ebd., 24.



sofern man nicht konsumiert; und dass potenziell nutzbare Flächen geradezu mutwillig als echte Begegnungsräume ‚zerstört‘ zu werden scheinen.

Einen ganz anderen Zugang bei der Rückeroberung und Dynamisierung des Öffentlichen Raumes bringt dagegen die (in österreichischen Städten noch weniger stark ausgeprägte<sup>66</sup>) Gentrifizierung: Der Öffentliche Raum wird – und das soll nicht bewertet werden – auch als Raum der (Selbst-)Darstellung und Präsentation performativ und spielerisch genutzt, als Bühne eines urbanen Lifestyles, an dem teilzunehmen jedoch ökonomisch ‚exklusiv‘ ist. Dementsprechend lässt sich zeigen, dass Gentrifizierung zwar eine selbstbewusste Belebung und ‚demokratische‘ Aneignung des Stadtraumes als Öffentlichen Raum bringt und die Lebensqualität steigert, zugleich aber zur Verdrängung und mit dem ‚Ausscheiden‘ aus der Sichtbarkeit zur gesellschaftlichen Marginalisierung einkommensschwacher Gruppen<sup>67</sup> führen kann. Verbinden sich Gentrifizierung und Privatisierung des Wohnraums, wie das in mehreren deutschen Großstädten zu beobachten ist, verschärft sich dieser Effekt noch einmal.

Die Rede von Aushandlungsprozessen setzt unausgesprochen voraus, dass Personen an diesen Prozessen teilnehmen, die handlungsmächtig sind. Anders formuliert: rechtfertigt man Entwicklungen damit, dass sie „Ergebnisse von Aushandlungsprozessen“ seien, muss

”  
*Solche Diskussionen werden im demokratischen Prozess ausgetragen: In der Stadt als sozialem Raum spiegelt sich so immer auch der Grad und das Gelingen von Demokratie und Mitbestimmung.*

Martin Windtner

man zuvor geklärt haben: Wer ist in diesen Prozessen spezifisch handlungsmächtig – und wer hat hier eine Stimme, die auch gehört wird?<sup>68</sup> Man muss zunächst die Bedingungen des Aushandlungsprozesses

kritisch betrachten, um überhaupt deren demokratische Tragfähigkeit – und Treffsicherheit – beurteilen zu können.<sup>69</sup> Für Entscheidungsfindungen, die Formen

<sup>66</sup> In Wien beispielsweise lassen sich Gentrifizierungseffekte bisher nur bedingt nachweisen bzw. nehmen sie durch komplexere Gegebenheiten und Entwicklungen (z.B. Parifizierung) andere Formen an. Das Phänomen konzentriert sich auf einige konkrete Bezirke bzw. Nachbarschaften. Siehe dazu das 2021 abgeschlossene Forschungsprojekt „Wiener Zinshausmarkt. Die Transformation des gründerzeitlichen Baubestandes“ an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, <https://www.oeaw.ac.at/isr/forschung/innovation-und-urbane-oekonomie/wiener-zinshausmarkt-die-transformation-des-gruenderzeitlichen-baubestandes>. Der Schluss der Studienautoren Robert Musil, Petra Köck, Maximilian Wonaschütz, Florian Brand und Hannes Huemer, die rund 17.800 Zinshäuser in ihren Transformationen von 2007–2019 untersuchten, lautet: „Demnach lässt sich die zentrale These des Gentrifizierungsansatzes, dass sozial schwache durch sozial starke Haushalte (=Gentrifizierer) verdrängt werden, für [...] Wien nicht bestätigen. Insgesamt führt die Transformation zu einem sozialen Wandel [...], der weniger als Gentrifizierung, sondern eher als Sukzession beschrieben werden kann. [...] Auf der konzeptionellen Ebene zeigt sich [...], dass globale Konzepte – wie Gentrifizierung oder Finanzialisierung – mit Vorsicht auf den Wiener Wohnungsmarkt anzuwenden sind, und dass die regulativen Rahmenbedingungen wie auch spezifische Akteursstrukturen zu berücksichtigen sind.“

<sup>67</sup> Darunter fallen beileibe nicht nur erwerbslose oder niedrig qualifizierte Personen, sondern es kann im wahrsten Sinne der Gesellschaft und bis in die ‚bürgerlichste‘ Mitte gehen: Alleinerziehende, Eltern mit mehreren Kindern, Menschen mit Migrationshintergrund, Pensionist:innen usw.

<sup>68</sup> Auf anderen Ebenen des Diskurses stellt sich die Frage: Wer hat eine – und wer hat keine Lobby?

<sup>69</sup> Ein fundiertes Verständnis von Aushandlungsprozessen denkt dies jedenfalls mit. In der politischen und auch medialen Alltagssprache scheint das aber wenig reflektiert.



und Regeln des Zusammenlebens betreffen, gilt: je mehr Perspektiven einfließen und Berücksichtigung finden – und niemand behauptet, dass dies ein leichter und einfacher Prozess ist –, desto höher ist das *Commitment* bei der Umsetzung und dem Mittragen von Entscheidungen. Mit der *Inklusiven Akustik* gesprochen: gerade in diesen Prozessen ist „eine Stimme haben“ und „Gehör finden“ ein zentraler Faktor gelingender Kommunikation – und gelingender Demokratie.



## 4.4 Akustische Teilhabe: Medien und Öffentlichkeit

In diesem Feld<sup>70</sup> können grundsätzlich zwei Perspektiven der Teilhabe unterschieden werden: die des *Empfangens* von Inhalten und die der Partizipation an dem, was an Inhalten *gesendet* wird.

### 4.4.1 Teilhabe: hören und wahrnehmen

Zunächst muss man nach den *akustischen Bedingungen* medialer Angebote fragen – also Empfänger:innen in ihren je spezifischen Bedürfnissen in den Blick nehmen und analysieren, wie das mediale Angebot formal (und technisch) so zu

”  
Menschen mit 10 % Hörbeeinträchtigung verstehen, wenn z.B. gesprochenes Wort mit Musik unterlegt ist, also bei unterlegten Musikbetten, nicht nur 10 % weniger, sondern gleich mal 50 %.

Peter Androsch

gestalten ist, dass möglichst alle daran teilnehmen, es im doppelten Sinn *wahrnehmen* können. Es geht etwa um die Sicherung der Sprachverständlichkeit und damit die möglichst gute Vermittlung von Inhalten. Bereits in den *Grundlagen einer In-*

*klusiven Akustik* wurden dazu unter dem Stichwort „Inklusive Medien“ Überlegungen angestellt.<sup>71</sup> Eine vergleichsweise einfach umzusetzende Maßnahme – liegt diese auch quer zu aktuellen Tendenzen in der Mediengestaltung<sup>72</sup> – wäre die konsequente Freistellung von Informationen im allgemeinen Interesse: Nachrichtensendungen, Verlautbarungen, Wetter oder Verkehrsmeldungen können ohne Musikbett auskommen und damit auch von mehr Menschen verstanden werden. Zudem wäre dabei immer auch ein Augenmerk auf die Sprechgeschwindigkeit zu legen.<sup>73</sup> Insgesamt tut ein erweitertes Bewusstsein von Barrierefreiheit<sup>74</sup> Not, wie es etwa auch in den Angeboten „in einfacher

”  
Was bedeutet es für – gar nicht so wenige – Menschen, wenn man so mit dem Ton umgeht?

[...] Und zu denken ist ja nicht nur an Menschen mit Hörbeeinträchtigung, sondern z.B. auch an Menschen, die nicht so gut Deutsch können. Und das ist ja auch eine erhebliche Gruppe!

Peter Androsch

<sup>70</sup> Das Folgende bezieht sich in erster Linie auf den Austausch mit Gabriele Kepplinger; siehe zu den Aussagen im Gesamtkontext die Auszüge aus dem Gespräch im Anhang KE.

<sup>71</sup> Siehe *Grundlagen einer Inklusiven Akustik* (2018), 15–16, 21–22 u. 26.

<sup>72</sup> Diese ebenfalls schon 2018 festgehaltene Vermutung wurde von Gabriele Kepplinger bestätigt: „Die Musikunterlegung in den Medien nimmt, so jedenfalls meine Beobachtung, immer mehr zu; es scheint fast schon State-of-the-Art der modernen Videoproduktion, und das auch dann, wenn es gesprochene Elemente gibt oder Leute miteinander reden.“

<sup>73</sup> Tendenziell nimmt die Sprechgeschwindigkeit zu, was insbesondere bei elaborierter Sprache für viele Medienkonsument:innen problematisch sein kann. Mittels Jump Cuts – Bildsprüngen und dem Schneiden der Pausen – kann diese Geschwindigkeitssteigerung auch künstlich hergestellt werden. Hier ändern sich auch Mediengewohnheiten und -erwartungen; Gabriele Kepplinger spricht in diesem Zusammenhang vom schon klassischen „YouTube-Style“, die auch in andere Medienbereiche ‚einsickern‘.

<sup>74</sup> Für den öffentlichen Bereich werden Maßnahmen zur Sicherstellung von Barrierefreiheit zunehmend gesetzlich verankert, so etwa in einer Novelle (BGBl. I Nr. 150/2020 [23.12.2020]) zum Bundesgesetz über den Österreichischen Rundfunk, wodurch nicht mehr nur der Auftrag des ORF festgehalten wird, „jedenfalls die Informationssendungen des Fernsehens“ so zu gestalten, „dass Menschen mit Seh- und/oder Hör-Beeinträchtigungen sowie Menschen mit intellektuellen Beeinträchtigungen, die auf einfache Sprache angewiesen sind, das Verfolgen der Sendungen erleichtert wird“, sondern auch, dass der Anteil der Sendungen „kontinuierlich und stufenweise [...] erhöht wird.“ (§ 5, Abs. 2 ORF-G) Im selben Bundesgesetzblatt wurde fast gleichlautend auch



Sprache“ zum Ausdruck kommt: Denn die Gründe, warum man mit dem *Hören* und *Verstehen* von Informationen Schwierigkeiten haben kann, sind vielfältig.

”

*Wenn im Fernsehen der Ton schlecht ist, kann man – mehr oder weniger – alles ‚schmeißen‘. Das haben wir bei DORFTV schnell gelernt – und sehen, oder besser: hören es auch immer wieder aufs Neue. Der Ton ist schlicht das Um und Auf.*

*Visuelle Experimente, Störungen, schnelle Bilder usw., das alles ist für Zuseher:innen vergleichsweise leicht zu verarbeiten; ein schlechter oder unbrauchbarer Ton aber stört, ja zerstört alles.*

Gabriele Kepplinger

Herauszustellen ist weiters die zentrale Rolle der Ton-Ebene, und zwar gerade auch bei audiovisuellen Medienangeboten wie dem Fernsehen. Das, was wir akustisch verarbeiten, ist wie eine Achse, ein Rückgrat, an dem entlang sich auch andere Sinneseindrücke organisieren lassen. Denn

der Ton, das Gehörte ist auch in visuellen Kontexten etwas, das ganz fundamental Orientierung gibt. Bemerkenswert, dass in der Wahrnehmung, ja in der Bezeichnung *Fernsehen* selbst, ein so starkes Gewicht auf dem *Sehen*, dem *Visuellen* liegt, obwohl der gelungene Ton mindestens ebenso wichtig ist. Dies hat auch eine konkrete wahrnehmungspsychologische und -physiologische Komponente.<sup>75</sup> Dass unser Gehirn nie nur *eine* Sinneswahrnehmung verarbeitet, sondern Sinnesdaten andauernd zu einer stimmigen, Orientierung bietenden Gesamtwahrnehmung – die visuelle Metapher *Gesamtbild* soll bewusst vermieden werden –, integriert,<sup>76</sup> erkennt man besonders dann, wenn eine Wahrnehmungsebene (künstlich) isoliert wird: Die Abfederung von Irritationen und Störungen ist dann nicht mehr in vollem Umfang möglich.

Sodann aber – und diese Ebene soll im Folgenden näher beleuchtet werden – stellt sich die Frage, wer in den Medien, und damit in der Öffentlichkeit, sichtbar wird und eine Stimme hat: Wer hat die Möglichkeit, Inhalte, Positionen und Sichtweisen zu *senden* – und wer wird gehört?

#### 4.4.2 Teilhabe: eine Stimme haben

Das Internet – spätestens seit der ‚Wende‘, die unter dem Schlagwort „Internet 2.0“ ausgerufen wurde – beeinflusst nicht nur die Medienlandschaft tiefgreifend, sondern auch unsere Ideen und Vorstellungen davon, was Medien sind und sein können. Dass das „Internet 2.0“ (und alle seine folgenden Zählungen) nicht von

”

*Mit Bild stören [...] Hintergrundgeräusche wie vorbeifahrende Autos, im Vorbeigehen sprechende Menschen usw. nicht so extrem, wenn das Mikrofon nahe an der interviewten Person und das gesprochene Wort klar im Vordergrund ist.*

*Für die reine Audioverwertung im Radio – also ganz ohne Bild – ist das aber sensibler: Es fehlt der visuelle Kontext und die Nebengeräusche werden schnell unangenehm.*

Gabriele Kepplinger

---

das Audiovisuelle Mediendienste-Gesetz angepasst, zumindest für nicht-regionale Mediendienstanbieter:innen mit einem Umsatz von mehr als 500.000 EUR im Jahr (§ 30b AMD-G) Die Einhaltung wird von der Rundfunk und Telekom Regulierungs-GmbH (RTR) überwacht.

<sup>75</sup> Gabriele Kepplinger hält fest: „[K]örperlich und auch für das Bewusstsein ist Sound-Verarbeitung anstrengender – ganz besonders – wenn die visuelle Wahrnehmung nicht mit der auditiven übereinstimmt, z.B. deshalb, weil Bild und Ton nicht synchron sind.“

<sup>76</sup> Siehe *Grundlagen einer Inklusiven Akustik* (2018), 6–8 (Kapitel 3.2: Mensch und Physik: Hören / Sinnesintegration).



selbst alles gut macht<sup>77</sup> – und die Sozialen Medien noch weniger – ist mittlerweile ebenso klar, wie die Tatsache, dass die klassischen Medien sehr wohl ihr Feld behaupten und nach wie vor ganz entscheidende Plattformen der Öffentlichkeit, des Diskurses und der Information sind – ja darin (zumindest für weite Teile der Gesellschaft) vielleicht sogar wieder an Bedeutung gewinnen. Für die zukunftsfähige Rolle der klassischen Medien mit linearer Programmierung – namentlich von Fernsehen und Radio – im Blick auf gesellschaftliche *Inklusion* stellt sich die Frage, ob und wie sich diese als auch *partizipative* Medien diesseits von Social Media und „Internet 2.0“ etablieren bzw. im Gesamtgefüge und in den Verknüpfungen mit diesen (nicht mehr ganz so ‚neuen‘) Medien auch eine Art von Korrektiv bilden können – und wollen.

Für Gabriele Kepplinger als Vertreterin des nichtkommerziellen Senders DORFTV gehört gerade das zu den Kernaufgaben ihres Senders, der ganz konkret auf der lokalen und regionalen Ebene, in den Lebenswirklichkeiten der Menschen ansetzt: Hier der Vielfalt öffentlichen (Sende-)Raum zu geben und potenziell alle Menschen zur – auch politisch zu verstehenden – Artikulation zu ermächtigen, ist integraler Teil des Konzepts. Und gerade das Letztgenannte ist Voraussetzung für eine *wirklich* demokratische Teilhabe an politischen und gesellschaftlichen Entscheidungs- und Aushandlungsprozessen.

Das eine nämlich ist es, *über* Menschen, ihre Geschichten, ihre Lebenswelten, Ansichten und Bedürfnisse zu berichten: *über* sie zu *reden*, sie *ins Bild* zu bringen. Das geschieht, zumal bei ‚Randgruppen‘ und ‚Minderheiten‘, zweifelsohne oft mit guten Absichten;<sup>78</sup> und dennoch eignet dem eine merkwürdig herablassende oder gönnerhafte Geste – denn mit der Kontrolle der Präsentations-

formen bleiben auch Definitions- und Deutungsmacht eindeutig auf einer ‚Seite‘ verortet bzw. werden kaum je selbst kritisch reflektiert.

Das andere aber ist, eine solche asymmetrische Kommunikationssituation zu brechen, indem Menschen *ihre eigene* Stimme bekommen. Kepplinger berichtet

„  
Ein wichtiges Ziel von DORFTV und von allen Nichtkommerziellen ist es, Menschen eine – nämlich ihre eigene – Stimme zu verleihen ... und wahrnehmbar zu machen.

Nicht indem über Menschen geredet wird, sondern indem mit Menschen geredet wird und Menschen selbst zu Wort kommen, sich artikulieren können und eine Stimme haben.

Gabriele Kepplinger

„  
[...] im Radio oder Fernsehen bin ich mit einer linearen Programmierung, also mit einer Inhaltsvorgabe konfrontiert. Und das hat ja auch Vorteile, denn ich werde mit Themen konfrontiert, die community-übergreifend sind ... die mir eben nicht nur z.B. ein Algorithmus als ‚More of the same‘ vorschlägt.

[...] als eine Grundidee und ein auch immer wichtigeres Motiv des nichtkommerziellen Sendens könnte man formulieren: über die thematische Vielfalt der Sendungsinhalte gesellschaftliche Inklusion zu erreichen. Übrigens auch im Sinne z.B. der Generationenvielfalt.

Gabriele Kepplinger

<sup>77</sup> Siehe ausführlich dazu schon Morozov, Evgeny: To Save Everything Klick Here. Technology, Solutionism and the Urge to Fix Problems That Don't Exist, New York/London 2013.

<sup>78</sup> Um die voyeuristischen oder gar ‚sozialpornographischen‘ Zugänge auszublenden, die von Medien – ob kalkuliert oder nicht – ebenfalls bedient werden.



in dem Zusammenhang von ihren Erfahrungen, als im Dezember 2012 Flüchtlinge die Votivkirche in Wien ‚besetzt‘ haben: Alle Medien hätten damals *über* die Flüchtlinge *geredet*, DORFTV aber sei in die Kirche gegangen und habe die *Menschen selbst live zu Wort kommen lassen*. Aus stummen, anonymen Gesichtern – als bloße Bilder nur Statisten der Berichterstattung – wurden durch die Hörbarmachung der eigenen Stimme auf einmal lebendige Individuen, die etwas zu sagen haben.

Und noch einmal etwas anderes schließlich ist es, Menschen diese *ihre Stimme* nicht nur *einzuräumen*, sondern sie zu befähigen, ihrer Stimme weiterhin Gehör zu verschaffen, sich Räume des Gehört-Werdens zu erschließen und diese auch politisch zu nutzen. Auf eine Kurzformel gebracht kann man vom Ziel sprechen, permanente Partizipation zu etablieren.

”  
*Menschen eine Stimme zu geben, das ist auch ganz explizit ein Auftrag und eine Begründung in der Vergabe bei Förderungen an nichtkommerzielle Sender: und zwar eine Stimme nicht nur einmalig zu geben, sondern z.B. über Workshops und Schulungen Kenntnisse und Know-how zu vermitteln, um die Stimme weiterhin hörbar zu halten.*

*Wer medial nicht vorkommt, wessen Stimme nicht hörbar ist, der existiert nicht. Wer aber selbst spricht, ist nicht nur präsent(er), er oder sie kann vor allem Dinge aus der eigenen Perspektive darstellen.*

Gabriele Kepplinger

#### 4.4.3 Gehör finden – Vielfalt und Inklusion

Welche Medien auch immer in Zukunft die Schlüsselemente bei der Konstituierung von *Öffentlichkeit* sein werden und in welchen medialen Räumen auch immer der *öffentliche Diskurs* stattfinden wird – dass beides zum Selbstverständnis von Demokratie gehört, dürfte keinem Zweifel unterliegen. Und mögen auch (Ideal-)Modelle deliberativer Politik, Demokratie bzw. Öffentlichkeit schon per se nur bedingt umsetzbar sein und ihre Überführbarkeit in neue (mediale und globale) Realitäten noch einmal eine größere Herausforderung darstellen,<sup>79</sup> so ist eine offene, vielfältige Gesellschaft gelebter Teilhabe und *Inklusion* wohl überhaupt nur denkbar, wenn es einen partizipativen öffentlichen Diskurs gibt, der von ‚allen‘ geteilt und getragen wird und über dessen Wichtigkeit ein grundsätzlicher Konsens herrscht. Dieser Konsens muss freilich einschließen, dass der Diskurs nicht nur ‚mechanisch‘ offen dafür ist, eine Stimme zu haben und (an)gehört zu werden – sondern ein Verständigungsraum ist, in dem Teilnehmer:innen auch wirklich *Gehör finden*. Mit Byung-Chul Han lässt sich daher sagen: „Der Diskurs [...] ist eine *Praxis des Zuhörens*. Die Krise der Demokratie ist in erster Linie eine *Krise des Zuhörens*.“<sup>80</sup>

<sup>79</sup> Es sei hier nur cursorisch auf die seit Jahrzehnten geführten Debatten zur Praxisfähigkeit der Entwürfe und Theorien von Jürgen Habermas verwiesen. Der Begriff Deliberative Demokratie geht im Übrigen nicht auf Habermas zurück, sondern auf den amerikanischen Politikwissenschaftler Joseph M. Bessette.

<sup>80</sup> Han, Byung-Chul: Infokratie. Digitalisierung und die Krise der Demokratie (Fröhliche Wissenschaft 184), Berlin 2021, 43–44 (Hervorh. im Original). Siehe dazu das ganze Kapitel „Das Ende des kommunikativen Handelns“ (ebd., 39–50), wo es u.a. heißt: „Die Kommunikation wird heute insofern immer weniger diskursiv, als ihr immer mehr die *Dimension des Anderen* abhanden kommt. Die Gesellschaft zerfällt zu *unversöhnlichen Identitäten ohne Alterität*. Statt Diskurs findet ein *Identitätskrieg* statt. [...] *Zuhören* ist insofern ein politischer Akt, als es die Menschen erst [...]“



Im Diskurs „eine Stimme zu haben“ und „Gehör zu finden“ stellt sicher, am gesellschaftlichen Leben und an Entscheidungsprozessen teilhaben zu können; der Rückzug – oder die Verbannung – in Subkulturen und In-Groups,<sup>81</sup> in Enklaven und Ghettos steht dem, wie auch eine selbstgewählte (und selbstgenügsame) Abschließung in „Blasen“ oder „Echokammern“, entgegen. Die *Inklusive Akustik* als im Selbstverständnis prozesshaft-diskursives – und immer wieder aufs Neue nur diskursiv realisierbares – Projekt verfolgt in diesem Sinne ein Programm, bei dem jedes Element auf einen qualitativen Gewinn für die gesamte Gesellschaft bezogen werden kann: als Verbesserung der Bedingungen für das Gelingen von Zusammenleben in Vielfalt.

---

zum Diskurs befähigt. Es stiftet ein *Wir*. Die Demokratie ist eine *Zuhörer-Gemeinschaft*.“ Ebd., 50 (Hervorh. im Original).

<sup>81</sup> Deren Existenz ist nicht automatisch negativ: Sie sind auch (geschützte) Räume zur Willens- und Meinungsbildung einer Gruppe, zur Entwicklung eines politischen Bewusstseins, mithin zur Gewinnung von Handlungsfähigkeit *für den* öffentlichen Diskurs.



#### 4.5 Inklusion als praktische Bildung: „Inklusive Schule des Hörens“

Das Gespräch mit Susanne Breitwieser, in dem sie als spät im Leben erblindete Person eine ganz spezifische Lebenssituation schildert – als individuelle Erfahrung, darin aber, wie auch durch ihr Engagement im *Blinden- und Sehbehindertenverband Oberösterreich* (BSVOÖ), durchaus ‚exemplarisch‘ verallgemeinerbar – soll im Folgenden als Ausgangs- und Referenzpunkt für Überlegungen zu einer „Inklusiven Schule des Hörens“ dienen. Die Dichte des Gesprächs kann in diesem Zusammenhang nicht eingefangen werden; dafür sei hier auf dessen Wiedergabe im Anhang verwiesen.<sup>82</sup>

Dass mit dem Wegfall eines Sinnes andere Sinne ‚einspringen‘ und also eine Kompensationsleistung vollbringen, ist zugleich grundsätzlich richtig und völlig falsch; richtig ist, dass das Gehirn beim Versuch, eine kohärente Wahrnehmung

zu erzeugen, alle eingehenden Sinnesdaten verarbeitet – und fallen bestimmte ‚Daten-Ebenen‘ weg, so werden, wenn man es behelfsweise in eine technische Metaphorik kleidet, aus den übrigen Daten die fehlenden Informationen ‚hoch‘-, ‚heraus‘- oder ‚hineingerechnet‘.

Falsch ist es aber insofern, als diese Betrachtungsweise völlig verkennt, dass man es nicht mit einer bloß irgendwie *quantitativ* anderen Wahrnehmung zu tun hat, sondern sich in einer *qualitativ* völlig *anderen Wahrnehmungswelt* bewegt.<sup>83</sup> Das muss in allen Feldern stets

„  
*Ein gehörloses Kind ist nicht einfach ein Kind ohne Gehör – so also wäre alles andere gleich, nur halt: das Gehör fehlt.*

*Nein! Ein gehörloses Kind ist ein anderes Kind. Es ist alles anders: Wie die Welt wahrgenommen wird, wie gelernt werden kann usw.*

*Und ein blindes Kind ist auch nicht einfach nur ein Kind minus Sehen. Sondern ein anderer Mensch.*

Peter Androsch

„  
*Ohne Sehsinn [...] ändert sich alles.*

Susanne Breitwieser

bewusst sein, denn es hat ganz erhebliche und weitreichende Implikationen für *Inklusion*, z.B. im pädagogischen Bereich. Das Folgende ist immer vor diesem Hintergrund zu verstehen.

##### 4.5.1 Spezifische Kompetenzen

Man muss sich davor hüten, als Sehende:r das Blindsein romantisch zu verklären, indem man die damit einhergehenden Kompetenzen betont – und sie gehen auch nicht einfach so *einher*, sie müssen, insbesondere, wenn man im fortgeschrittenen Alter erblindet, in einem langwierigen, auch schmerzhaften Prozess *erworben* werden. Blinde Menschen entwickeln und verfügen über erstaunliche Fähigkeiten, Wahrnehmungsmodi und Sensibilitäten. Aber John M. Hull macht

<sup>82</sup> Siehe die Auszüge aus dem Gespräch im Anhang BR.

<sup>83</sup> Siehe dazu auch *Hull*, John M.: *Im Dunkeln sehen. Erfahrungen eines Blinden*, übers. v. Silvia Morawetz, München 1992. Wie sehr man als Blinde:r in einer anderen Welt lebt, beschrieb Hull sehr eindrücklich u.a. im Vortrag „Blindness and memory: being reborn into a different world“ (13.10.2012) in der Londoner Serpentine Gallery, der abgerufen werden kann unter [https://www.youtube.com/watch?v=2Ik4GDLnO\\_E](https://www.youtube.com/watch?v=2Ik4GDLnO_E).



klar, was das für ihn geheißen hat: „Man muss sich sein Leben neu schaffen, oder man wird zerstört.“<sup>84</sup> Auch im Gespräch mit Susanne Breitwieser wird dies an vielen Stellen mehr als deutlich.

Und dennoch: Gerade der Sensibilisierung für die *akustische Lebenswelt* kommt bei blinden Menschen eine erhebliche Bedeutung zu – und sie entwickeln sich zu Spezialist:innen des Hörens *auf* die (Um-)Welt nicht zuletzt deshalb, weil die Konzentrationsfähigkeit auf den Hörsinn und die Aufmerksamkeit

„  
*Ich kenne [...] Menschen, die sich von ihrer Blindheit bei gar nichts – im wahrsten Sinne des Wortes – bremsen lassen und voller Lebensfreude sind; freilich leider auch welche, die an der Erblindung zerbrechen ...*

Susanne Breitwieser

„  
*Bei einem Mobilitätstraining [habe ich damals] von anderen Blinden sehr wohl Aussagen gehört wie: Ich höre im Gehen, wenn eine Häuserzeile aufhört. Da habe ich mich damals gefragt: Wie kann man denn das hören? Heute weiß ich: Ja, das hört man wirklich! Das hat sich bei mir aber als Fähigkeit erst im Laufe der Zeit entwickelt; [...]*

Susanne Breitwieser

für akustische Informationen überlebensnotwendig sind. An das wird man, wie Susanne Breitwieser berichtet, durchaus herangeführt, etwa im Rahmen von Mobilitätstrainings. Und für besonders elaborierte Formen eines auch *aktiven* Umgangs mit Akustik und Schall (Stichwort „Klick-Ortung“) gibt es spezielle Schulungen und Seminare. Im Wesentlichen ist

es aber – und das hat viel mit individuellen Faktoren zu tun – ein ‚Learning-by-Doing‘: Es gibt verschiedene Methoden und verschiedene Strategien, und weder *passt* alles für jede:n noch *kann* jede:r alles.

Aus dieser ‚Binnenperspektive‘ wäre zur Begleitung und Unterstützung dieser je individuellen Prozesse ein auf konkrete Lebensvollzüge und -bedürfnisse zugeschnittenes Angebot „hören lernen“ sinnvoll. Mit einem Schwerpunkt auf Praxisübungen wäre das ein konkreter Beitrag zu Ermächtigung und Selbständigkeit, zur „Zurückeroberung des Lebensraumes“, dazu „einen Raum betreten zu können, Selbständigkeit zu gewinnen und zurückzugewinnen“ (Susanne Breitwieser). Hier wäre ein erster Schritt das Zusammenbringen und Vernetzen bereits bestehender nutzbarer Angebote, die Bündelung vorhandener Kompetenzen und Interessen.

#### 4.5.2 Hören als bewusster Akt: „Inklusive Schule des Hörens“

Anknüpfend an die Überlegungen in Kapitel 3.2 sollte man aber noch einen Schritt weiter gehen – einen, durch den *Inklusion* befreit wird aus einer eindimensionalen Sichtweise und erst eine gesamtgesellschaftliche Wirkung entfaltet.

Es gibt noch keine (ganzheitliche) Disziplin „Hören“, in der man methodisch und strategisch die Frage stellt: *Wie* hören wir? *Was* hören wir? *Was bedeutet* hören für uns? *Welche Informationen* gewinnen wir akustisch – oder besser: *könnten* wir akustisch gewinnen? Für welche *Dimensionen* unserer Lebenswelt sind wir *sehend* blind – wären dafür aber *nicht taub*, wenn wir denn bewusst

<sup>84</sup> Hull: Im Dunkeln sehen (wie Anm. 83), 202–203. An anderer Stelle heißt es: „Es ist so schwierig, den Leuten klarzumachen, dass mein Problem nicht physische Mobilität ist. Sorge bereitet mir meine soziale Mobilität.“ Ebd., 182.



hören würden? Aber auch im sozialen Gefüge: *Wen* hören wir – und *wen nicht*? Und wie *hören wir zu*?

Bereits in den *Grundlagen einer Inklusiven Akustik* wurde „[i]m Blick auf eine breite gesellschaftliche Bewusstseinsbildung und Ermächtigung zur bewussten Gestaltung akustischer Umwelten [...] eine bei Kindern möglichst früh ansetzende *Hörschule*“<sup>85</sup> vorgeschlagen. Diese wäre als *ein* Baustein in das Konzept einer *für alle* offenen „*Inklusiven Schule des Hörens*“ überzuführen – genauso wie die oben vorgeschlagene Stimm- und Sprechbildung im pädagogischen Bereich.<sup>86</sup> Und dieses *Alle* meint nicht nur eine Öffnung hinsichtlich der altersmäßigen ‚Zielgruppe‘, sondern auch eine grundsätzliche Offenheit für Formate, Fragestellungen und Funktionen – von Vermittlungsangeboten für Kinder über Praxisübungen für Studierende verschiedener Disziplinen bis hin zu (fach-)wissenschaftlichen Forschungsseminaren und experimentellen Settings. All das kann in einem dynamischen Umfeld<sup>87</sup> neben- und miteinander stattfinden, sich verknüpfen und anregen.

Im Zentrum steht ein basales Programm: entsprechend aufbereitete Übungen im *bewussten Hören* als Hinführung zu den eigenen akustischen Fähigkeiten und (Wieder-)Vertrautmachung mit den akustischen Dimensionen, dem spezifisch akustischen Charakter unserer Lebenswelten und Umwelten.<sup>88</sup> Blinde und sehbehinderte Menschen als Spezialist:innen des Hörens<sup>89</sup> spielen eine ganz besondere Rolle als ‚Sensibilatoren:innen‘ – wobei es gerade *nicht* darum geht, zu „erleben“, was es heißt „blind zu sein“<sup>90</sup>: Denn ihre Rolle ist nicht die von ‚Artist:innen‘ bewunderungswürdiger Strategien der Kompensation (was wieder ganz

---

<sup>85</sup> *Grundlagen einer Inklusiven Akustik* (2018), 23. Vorschläge für die Praxis enthält etwa *Kademmann, Stefanie/Ploog, Maria* (Red.): Klänge und Geräusche. Akustische Phänomene mit Kita- und Grundschulkindern entdecken, hg. v. Stiftung Haus der kleinen Forscher, Berlin 2019.

<sup>86</sup> Siehe oben, Kapitel 4.1.3: Hören und Gehör finden.

<sup>87</sup> Interesse und Sensibilisierung kann durch Kooperationen mit (Bildungs-)Institutionen befeuert werden: Ausstellungen und zeitgemäße Vermittlungsangebote im *Ars Electronica Center* (Linz), im *Welios* (Wels) oder der *Villa Sinnenreich* (Rohrbach) – und über Oberösterreich hinaus gedacht: im Salzburger *Haus der Natur*, im *Haus der Musik* (Wien), dem *Zoom Kindermuseum* (Wien) oder dem *Audioversum Science Center* (Innsbruck) –, Projekte künstlerischer Forschung an der Kunstuniversität Linz, Wanderausstellungen an den Oberösterreichischen Musikschulen oder an größeren Schulstandorten würden einen vielfältigen und auch niedrigschwelligen Zugang eröffnen.

<sup>88</sup> Bernie Krause formuliert es mit Blick auf Naturgeräusche so: „Viele von uns unterscheiden nicht zwischen dem Akt des Zuhörens und dem des Hörens. Es ist eine Sache, passiv zu hören, etwas ganz anderes ist es, mit ganzer Hingabe und aktiv zu lauschen. Meine Ohren *hört*en zwar Geräusche, aber sie waren nicht geschult, die vielen Feinheiten einer ungezähmten Natur zu unterscheiden.“ Krause, Bernie: *Das große Orchester der Tiere. Vom Ursprung der Musik in der Natur*, übers. v. Gabriele Gockel u. Sonja Schuhmacher, Berlin 2013, 23 (Hervorh. im Original). Zu Krause siehe auch unten, Anm. 93.

<sup>89</sup> Beispielhaft genannt sei hier nur das Sensorium und die Aufmerksamkeit dafür, wie Schnee und Nebel die akustische Wahrnehmungen verändern – das unterstreicht auch Susanne Breitwieser – oder welche akustische Informationsdichte durch Regen vermittelt wird (etwas, das für John M. Hull eine besondere Bedeutung gewonnen hat). Susanne Breitwieser hält jedoch fest: „Ich denke aber, dass ich nicht *besser* höre als Sehende, aber ich höre *aufmerksamer*.“

<sup>90</sup> Das ist keine Kritik an einem wichtigen und verdienstvollen Format wie „Dialog im Dunkeln“ (siehe <https://imdunkeln.at>). Für eine „*Inklusive Schule des Hörens*“ wäre das aber nur *ein* Element in einem größeren Ganzen.



stark an der Norm orientiert ist und ein Defizit fokussiert),<sup>91</sup> sondern sie sind Trainer:innen und Guides, Door-Opener für Lebens- und Wahrnehmungswelten, für die Begegnung mit ganz eigenen, selbstständigen, reichen Welten. Anders gesagt: sie helfen *uns*, Defizite auszugleichen und *unsere begrenzte Sicht* auf die Welt – und damit auch auf uns selbst – aufzubrechen.

Eine Kultur des bewussten Hörens<sup>92</sup> würde nicht nur unmittelbare Auswirkungen darauf haben, wie wir die hochtechnisierten, künstlichen Räume und Umwelten gestalten, in denen wir leben, bzw. darauf, welche Ansprüche wir daran und an die Organisation des menschlichen Zusammenlebens stellen. Sie würde auch eine neue Sensibilität für die Ökosphäre zeitigen, indem sie kritisch reflektiert, wie wir ganze Dimensionen dieser unserer Lebensgrundlage (offenbar systematisch) ausblenden – Dimensionen, die eigentlich erst ihre Komplexität und Interdependenz, ihre Verletzlichkeit und Verletztheit sichtbar machen.<sup>93</sup> Denn: „The ear [turns] out to be capable of detecting the true state of the habitat much more precisely and truthfully than the eye ever could.“<sup>94</sup>

”  
*Neben all den Geräuschen, die uns täglich zusetzen, die uns auch erreichen, ohne dass wir es wünschen, die uns aufgenötigt werden, die wir selbst erzeugen, neben einer akustischen „Vermüllung“ also, müsste es auch wieder eine Kultur des Hinhörens, des Lauschens geben. [...]*

*Dazu gehört auch das „Erhören“ von Naturgeräuschen und im Extrem das wieder neu zu erfahrende Erlebnis der Stille.*

Henning Rosenkötter

<sup>91</sup> Noch einmal John M. Hull: „Ich betrachte mich zunehmend weniger als Blinden, denn das würde mich unter Bezugnahme auf Sehende definieren, verglichen mit denen mir etwas fehlt. Ich betrachte mich als einen Menschen, der mit dem ganzen Körper sieht. Ein Blinder ist ganz einfach jemand, bei dem die spezialisierte Funktion des Sehens auf den ganzen Körper übergegangen ist und sich nicht mehr auf ein bestimmtes Sinnesorgan beschränkt. Ein Mensch zu sein, der mit dem ganzen Körper sieht, heißt, die condition humain an einer herausragenden Stelle zu erleben. Es ist eine Seinsweise, wie jung sein oder alt sein, ein Mann sein oder eine Frau sein, es ist eine Existenzform des Menschen.“ *Hull: Im Dunkeln sehen* (wie Anm. 83), 241.

<sup>92</sup> Die Forderung danach ist alles andere als neu – bemerkenswert ist, aus welcher unterschiedlichen Richtungen sie kommt. Nebenstehend als Beispiel ein Zitat aus *Rosenkötter: Auditive Wahrnehmungsstörungen* (wie Anm. 35), 51.

<sup>93</sup> Siehe dazu beispielsweise den Impulsvortrag des Klangforschers und Bioakustikers Bernie Krause, „The voice of the natural world“ (Juni 2013), der abgerufen werden kann unter [https://www.ted.com/talks/bernie\\_krause\\_the\\_voice\\_of\\_the\\_natural\\_world](https://www.ted.com/talks/bernie_krause_the_voice_of_the_natural_world). Zu Krauses theoretischen Überlegungen – er entwickelte das Soundscape-Konzept von Murray Schafer weiter zu einer Unterscheidung von Anthropophony, Biophony und Geophony – und seinen praktischen Erfahrungen siehe auch *Fischer, Tobias: Everything Is Wrong: Bernie Krause's Concept of 'Biophony'*, in: *The MIT Press Reader*, 30.6.2020, <https://thereader.mitpress.mit.edu/everything-is-wrong-bernie-krauses-concept-of-biophony>.

<sup>94</sup> Ebd.



### 4.5.3 Inklusion: Win-Win inklusive

Ein Angebot wie „hören lernen“ für blinde und sehbehinderte Menschen ist *eine Voraussetzung* für *Inklusion*, als Unterstützung der Ermächtigung zur Selbständigkeit in einer Welt von Sehenden also eine *Bedingung* der Möglichkeit von *Inklusion*.

„  
[...] auch jede:r Blinde möchte sagen können: ich habe selbst etwas beigetragen als wertvoller Teil der Gesellschaft. Eben: ich habe etwas beigetragen.

Susanne Breitwieser

„  
[...] klar wäre ich, wenn ich's mir aussuchen könnte, lieber nicht blind geworden. Aber ich kann mich heute hinstellen und sagen: Das kann ich!

Und ich kann sogar sagen: Dieses oder jenes kann ich ... besser als jede:r Sehende – obwohl ich blind bin; vielleicht eben sogar: weil ich blind bin.

Susanne Breitwieser

Das Projekt einer „*Inklusiven* Schule des Hörens“ kann und soll aber mehr sein: Es *ist Inklusion*. Und ein Aspekt dieser *gelebten Inklusion* – die in letzter Konsequenz eigentlich sogar vergessen lassen muss, dass es sich überhaupt um *Inklusion* handelt – kann der genuine Beitrag von blinden und sehbehinderten Menschen sein:

Ein Mehr, das nicht ‚zugelassen‘ oder ‚gewährt‘ wird, sondern ein Gewinn an Erkenntnisfähigkeit und Wissen, der nur so ins Projekt kommen kann.

„  
[...] Menschen, die anders sind – genauer gesagt: die, wie eben Blinde, in ihrer Andersartigkeit auch besonders auffallen (denn anders, vielfältig sind ja alle Menschen) – sollen sich nicht verstecken müssen, auch ihre ‚Makel‘ nicht – also das, was andere als Makel, als bedauerenswert sehen.

Susanne Breitwieser

Damit wäre eine „*Inklusive* Schule des Hörens“ auch ein Lernort für gegenseitige Wertschätzung, für die Überwindung von Berührungsängsten und für die Anerkennung eigenständiger Leistungen und Fähigkeiten;<sup>95</sup> ein Ort auch, der Respekt *und* Empathie erleben lässt, ohne Menschen durch falschverstandenes Mitleid zu behindern.

„  
Die Sorge der Umwelt um uns Blinde ist natürlich nachvollziehbar; aber eben: das kann auch noch eine zusätzliche, vielleicht oft sogar die eigentliche Behinderung sein.

Susanne Breitwieser

<sup>95</sup> Letztlich muss jede Gesellschaft an der *Inklusion* von Menschen schon deshalb ein handfestes Interesse haben, weil sie auf deren vielfältig ‚nutzbare‘ Potenziale – auch am Arbeitsmarkt – nicht verzichten kann.



## 5 Ausblick: Projektphase 3

Aufbauend auf den in den Projektphasen 1 und 2 erarbeiteten Ergebnissen und den dabei aufgeschlagenen Perspektiven und Horizonten könnte es das Ziel einer Projektphase 3 sein, konkrete Projekte und umfassende strategische Konzepte zur Praxisanwendung zu entwickeln und durch die Umsetzung von (Einzel-)Projekten spezifische Elemente der *Inklusiven Akustik* in der Praxis zu erproben und empirisch zu untersuchen.

### **5.1 Podium/Enquete: Öffentlicher Diskurs**

Projektphase 3 könnte in einer öffentlichen Reflexionsrunde bestehen, die die Funktion einer „Kick-off“-Veranstaltung einnimmt: Durch die Diskussion ausgewählter Fachleute im Rahmen eines Podiums bzw. einer Enquete können bisherige Erkenntnisse und Ergebnisse gebündelt, Schlüsse gezogen und das Thema auf verschiedenen Ebenen ins öffentliche Bewusstsein gebracht werden.

Angeregt werden könnte damit auch der Diskurs mit spezifischen Gruppen und ‚Stakeholdern‘: der Scientific Community, politischen Entscheidungsträgern, Interessensverbänden sowie Theoretiker:innen und Praktiker:innen aus allen Gebieten, in denen akustische Fragen eine Rolle spielen.

Ergebnis dieses Podiums bzw. dieser Enquete könnte ein kleiner Informationsfolder „*Inklusive Akustik*“ (Arbeitstitel) sein, in dem Projektziele festgehalten und Ansprechpartner:innen genannt sind. Damit könnte das Projekt bei aller Offenheit ein Stück weit fixiert und ‚institutionalisiert‘ werden.

### **5.2 Perspektive: Netzwerk Inklusive Akustik**

Daraus ließen sich weitere Schritte und Projektphasen entwickeln: Als zentraler Knotenpunkt des öffentlichen Auftritts könnte eine Internetpräsenz fungieren, durch die – im Blick auch auf die Etablierung eines facheinschlägigen Netzwerks *Inklusive Akustik* – Themen sowie einzelne Projekte gezielt lanciert und vorangetrieben werden können.

Die Bündelung von Fachexpertise in einem inter- und transdisziplinären *Netzwerk Inklusive Akustik* würde eine wichtige qualitätssichernde und zugleich dynamisierende Komponente darstellen. Ein solches Netzwerk, für das die Gesprächspartner:innen der Projektphasen 1, 2 und 3 sowie weitere Kontakte der *Hörstadt* eine solide erste Grundlage bilden würden, könnte im koordinierten Dialog – etwa in Form eines begleitenden Jour fixe – nicht nur laufend Input und Anregungen liefern und so das Projekt vorantreiben, sondern wäre auch ein kritisches Korrektiv: Die wissenschaftliche Begleitung und Evaluierung der praktischen Umsetzung von Überlegungen der *Inklusiven Akustik* in konkreten Projekten könnte durch dieses Netzwerk erfolgen, das als offenes Forum immer auch Ausbau und Erweiterung ermöglicht.



## **Anhänge**

Anhang BR Auszüge aus dem Gespräch mit *Susanne Breitwieser*

Anhang KE Auszüge aus dem Gespräch mit *Gabriele Kepplinger*

Anhang KU Auszüge aus dem Gespräch mit *Birgit Kurtz*

Anhang MÄ Auszüge aus dem Gespräch mit *Marcus Mäder*

Anhang MO Auszüge aus dem Gespräch mit *Thomas Mohrs*

Anhang SE Auszüge aus dem Gespräch mit *Susanne Seyfert*

Anhang WI Auszüge aus dem Gespräch mit *Martin Windtner*

Anhang PP Übersicht Projektphase 2 / Ausblick Projektphase 3

## Auszüge aus dem Gespräch mit Susanne Breitwieser

geführt von Peter Androsch und Reinhard Kren  
am 13. Jänner 2022

### Zur Person



Susanne Breitwieser übt die ehrenamtliche Funktion der Obmannstellvertreterin des *Blinden- und Sehbehindertenverbands Oberösterreich* (BSVOÖ) aus und ist für die Bereiche PR und Öffentlichkeitsarbeit sowie Erstgespräche – Beratung verantwortlich.

Mit Ende 20 mit der Diagnose Retinopathia Pigmentosa konfrontiert, erlebte Susanne Breitwieser einen langsamen, unumkehrbaren Erblindungsprozess. Kurz nach dem Abschluss der Ausbildung zur Masseurin mit 46 Jahren beschleunigte sich der Verlust der Sehfähigkeit rapide und führte schließlich binnen weniger Monate zur völligen Erblindung. Seit ihrer Pensionierung engagiert sich Susanne Breitwieser im BSVOÖ.

### Gesprächsauszüge<sup>1</sup>

[...]

#### **Androsch**

Wenn man sich – zunächst naiv – in die Lebenswelt von Blinden und Sehbeeinträchtigten hineinversetzt, glaubt man ja, dass das *Hören* mehr Bedeutung bekommt. Gibt es von Ihnen, also vom *Blinden- und Sehbehindertenverbands Oberösterreich* (BSVOÖ) ein Angebot wie „hören lernen“?

#### **Breitwieser**

Ja, zunächst: das Gehirn ist ein Wunderwerk. Plötzlich fällt – wie bei mir – ein Sinn komplett weg. Dann versucht man zu kompensieren. Und natürlich in erster Linie über das Hören – aber auch über Riechen und Fühlen. Auch wenn es sich vielleicht seltsam anhört: man *fühlt*, wenn wer neben einem steht. Jetzt in Corona-Zeiten – Stichwort Maske – hat sich das Hören total verändert. So ein kleines Stück Stoff, und alles ist anders! Ich denke aber, dass ich nicht *besser* höre als Sehende, aber ich höre *aufmerksamer*.

Ich liebe die Stadt, ich lebe mitten in der Stadt, ich mag es, wenn ich etwas höre – z.B. die Menschen im Kaffeehaus. [...] Ich liebe es aber auch, wenn ich an der Traun mit meinem Hund unterwegs bin und dort sitze, das Wasser höre, höre, wie ein Fisch springt, Ruderer vorbeikommen. Hören ist unglaublich schön und wichtig. [...] Hören ist ein großes Geschenk.

---

<sup>1</sup> Auslassungen sind durch [...] im Fließtext gekennzeichnet, bei längeren Auslassungen (die meist auch thematisch anders gelagert sind) bildet [...] eine eigene Zeile. (Sinngemäße) Umstellungen des transkribierten Textes zur besseren und flüssigeren Lesbarkeit sind nicht gesondert ausgewiesen (Transkription, Textbearbeitung und Anmerkungen: Reinhard Kren).



Wenn der Sehsinn ausgeschaltet ist, wird man dafür natürlich viel sensibler. Es gibt dann aber auch akustische Reizüberflutung: Heute z.B. bin ich seit in der Früh im Büro, hatte Besprechungen, Zoom-Meetings, es ging Schlag auf Schlag. Und dann ist irgendwann der Punkt erreicht, wo man sich nicht mehr so gut konzentrieren kann. Denn ohne Sehsinn ist es noch mal anstrengender: Man muss sich viel mehr merken, hat das Notizbuch im Kopf ... und irgendwann ist der Kopf eben voll.

Ohne Sehsinn also ändert sich alles. Es ändert sich aber auch das, was man hören möchte – man hört ja öfters Dinge, die man gar nicht hören will.

[...]

Zur Frage „hören lernen“: Eine regelrechte Schulung, wie man das genau macht, gibt es bei uns nicht; man lernt das einfach. Das Wunderwerk Gehirn schaltet sofort neue Synapsen, bildet Verknüpfungen. Es ist ja, wenn ich durch die Stadt gehe, schlicht lebensnotwendig, den Verkehr zu hören – und vor allem: *auf* den Verkehr zu hören. Die fast geräuschlosen Radfahrer:innen sind da übrigens ein Problem.

### **Androsch**

Ein Angebot wie „hören lernen“ könnte man ja noch entwickeln – denn da ist, nehme ich an, noch einiges drinnen: Indem man Methoden entwickelt oder schärft ... auch von anderen lernt, die das schon können.

Dazu eine andere Frage: Nutzen Sie die Spracheingabemöglichkeiten von Smartphones, z.B. etwas wie „Siri“?

### **Breitwieser**

Ja, ich nutze das. Ich habe ein iPhone und verwende da vor allem die Möglichkeit der *VoiceOver*-Gesten. Meine E-Mails lasse ich mir natürlich vorlesen. Ich bediene das Gerät aber kaum über die Sprachsteuerung, sondern lieber mit den Fingergesten.

Das iPhone, Smartphones generell haben uns wahnsinnig viel gebracht und unsere Möglichkeiten gepusht, denn wir können dadurch viel mehr *teilnehmen*. Auch Podcasts z.B. erschließen einen riesigen Bereich, Hörbücher sowieso! [...] Aber auch für die Vernetzung der Betroffenen untereinander hat die Technik unglaublich viel bewirkt. Und mittlerweile sind die automatischen Vorleseprogramme auch schon so, dass man sich das anhören kann. Ich wurde durch meine Blindheit auf Stimmen ganz neu und anders eingestellt – ein Hörbuch etwa, wo ich mit der Stimme nicht kann, ist für mich verloren. So neugierig kann ich auf das Buch gar nicht sein!

[...]

### **Kren**

Sie haben einige Male „wir“ gesagt. Damit ich eine Idee habe: Von wie vielen Personen kann man für Oberösterreich ausgehen, die völlig erblindet sind oder eine erhebliche Sehbeeinträchtigung haben?



### **Breitwieser**

Man kann von etwa 3 % der Bevölkerung ausgehen. Oft kommt man relativ spät drauf, dass es ein Problem gibt oder sich ein massives Problem entwickelt, z.B. bei Kindern. Oder es wird erst spät Hilfe gesucht, gerade bei altersbedingten Beeinträchtigungen. Vielleicht wird da auch nie der Weg zum BSVOÖ gefunden. Hier haben wir zurzeit übrigens rund 500 Mitglieder.

Eine Beobachtung ist, dass Sehprobleme, und damit auch die dramatischen Ausprägungen, zunehmen – aus welchen Gründen immer: Überlastung, Reizüberflutung, Sonnenlicht, Umweltbelastungen, lange Arbeitszeiten am Computer, auch viel Freizeitaktivitäten vor Bildschirmen, sicher auch eine gestiegene Lebenserwartung.<sup>2</sup>

[...]

### **Androsch**

Bei Taubheit oder Hörproblemen gibt es mittlerweile technisch-medizinische Entwicklungen, die insgesamt einen Rückgang bei der Zahl der Beeinträchtigten bringen – jedenfalls aber auch große Verbesserungen bei den unterschiedlichen Schweregraden der Beeinträchtigungen. Das kann man für Blinde und erheblich Sehbeeinträchtigte so ja leider nicht sagen?

### **Breitwieser**

Genau. Bei Gehörlosen und Hörbeeinträchtigten kann man z.B. durch Cochlea-Implantate sehr viel an Fähigkeiten wieder zurückholen, damit eben auch *Teilnahme* an Kommunikation, *Lebensqualität* wieder ermöglichen.

Bei Blindheit sieht das zurzeit noch anders aus – auch wenn es kleine Fortschritte gibt, etwa indem man die Fähigkeit zu Hell-Dunkel-Unterscheidungen wieder zurückerlangen kann. Es wird viel geforscht, aber der Sehnerv ist eine komplexe Sache und fundamentale Schädigungen sind zurzeit eigentlich nicht reversibel. Ich kenne eine Frau, der man in Wien einen unterstützenden Chip implantiert hat – da war zwar eine Hell-Dunkel-Wahrnehmung bis zu einem gewissen, wenn auch sehr niedrigen Grad wieder möglich, für sie aber war es dennoch eine enttäuschende Sache.

### **Androsch**

Ich möchte noch einmal zurückkommen auf eine mögliche Schule des Hörens, auf ein Angebot „hören lernen“. Es gibt ja keine eigene Disziplin „Hören“, wo man methodisch und strategisch herangeht: *Wie hören wir? Was hören wir? Wie können wir daraus möglichst viele Informationen gewinnen? Sie haben sich das alles selbst erarbeitet?*

---

<sup>2</sup> Sehbeeinträchtigung oder Blindheit kann Folge bestimmter Erkrankungen sein, deren Wahrscheinlichkeit im höheren Lebensalter zunimmt, vor allem bei der vorherrschenden Lebensweise in industrialisierten Ländern.



### **Breitwieser**

Bei einem Mobilitätstraining wird natürlich schon gesagt: Stell Dich an eine Kreuzung und hör mal – von wo kommt der Verkehr? Ich habe damals, als ich dieses Training machte, von anderen Blinden sehr wohl Aussagen gehört wie: Ich höre im Gehen, wenn eine Häuserzeile aufhört. Da habe ich mich damals gefragt: Wie kann man denn *das* hören? Heute weiß ich: Ja, das hört man *wirklich!* Das hat sich bei mir aber als Fähigkeit erst im Laufe der Zeit entwickelt; direkt aktives, angeleitetes „hören lernen“ wird nicht betrieben.

Als blinder Mensch filtert man die Information aus dem Gehörten – das, was gerade wichtig ist. Und man schaltet da auch alles andere aus, *muss* es ausschalten: Ich könnte z.B., wenn ich mit meinem Hund zum Bahnhof unterwegs bin, nicht im Gehen nebenbei einfach so mit jemanden plaudern. Mein inneres Navigationssystem erfordert da wirklich die ganze Aufmerksamkeit!

### **Androsch**

Würde das, glauben Sie, was bringen, wenn man ein spezifisches Angebot „hören lernen“ aufsetzen würde – mit Informationen, Praxisübungen, Seminaren? Man müsste sich da vielleicht auch mal konkret umhören, was es schon gibt, wo man was bündeln und vernetzen kann, z.B. über das *Netzwerk Blickpunkt*.<sup>3</sup>

### **Breitwieser**

Bei besonderen Techniken gibt es das – Juan Ruiz<sup>4</sup> z.B. vermittelt sein System der Klick-Ortung. Mit ihm war bei uns ein Seminar vorgesehen; nur fiel das – wie so vieles – wegen Corona ins Wasser.

[...]

Es läuft da so, dass man z.B. Ruiz einlädt, und der stellt seine Methode vor; dann ist die Frage: Wer *will* das auch machen? Aber natürlich auch: Wer *kann* das machen? Bei Menschen, die von Geburt an blind sind – wie bei Juan Ruiz – hat das Gehirn ganz andere Möglichkeiten<sup>5</sup> entwickelt, ja entwickeln *müssen*, als das bei Menschen der Fall ist, die zu einem späteren Zeitpunkt, vielleicht überhaupt erst *sehr spät* in ihrem Leben erblindet sind. Je älter man wird und wenn man Sehen so lange gewöhnt war – da wird es halt immer schwieriger; und gewisse Feinheiten kriegt man vielleicht gar nicht mehr hin.

---

<sup>3</sup> Siehe dazu <https://www.barmherzige-brueder.at/portal/linz/medizinpflege/augenheilkunde/seh-schuleneuroophthalmolo/unsereleistungen/informationen/article/41717.html>.

<sup>4</sup> Siehe zu Ruiz die Information auf der Homepage des deutschen Vereins *Anderes Sehen* unter <https://www.anderes-sehen.de/akustische-orientierung-mobilitat/unser-trainer-juan-ruiz>.

<sup>5</sup> Das lässt sich auch physiologisch nachweisen. Siehe etwa *Bauer, Corrina M. et al.: Multimodal MRImaging reveals large-scale structural and functional connectivity changes in profound early blindness*, in: PLOS ONE 12 (2017), <https://doi.org/10.1371/journal.pone.0173064> und *Eckart, Kim: Brains of blind people adapt to sharpen sense of hearing, study shows*, in: University of Washington News, 22.4.2019, <https://www.washington.edu/news/2019/04/22/brains-of-blind-people-adapt-to-sharpen-sense-of-hearing-study-shows>.



Wobei: Es geht ja gar nicht so sehr um Feinheiten – es geht darum, einen Raum betreten zu können, Selbständigkeit zu gewinnen und zurückzugewinnen. Ein solches Training, ein Angebot, das Gehör zu trainieren, das wäre sicher eine wichtige Sache!

### **Androsch**

Zu dem, was über das Hören an Information kommt, ein Erlebnis: Mir fiel bei einer Autofahrt mit offenem rechten Fenster auf, dass man durch die Reflexion des eigenen Fahrgeräusches hört, wie die rechte Straßenseite bebaut ist – bis hin zu dem, ob da ein parkendes Auto steht. Das bekommt man gar nicht mit, wenn das Fenster zu ist. [...]

### **Breitwieser**

Für mich ist immer wieder eine verblüffende Erfahrung, wie sehr das Hören sich ändert, wenn es nebelig ist. Nebel schluckt wahnsinnig viel Schall. Bei Schnee ist einem das klar, das weiß man. Aber die Wirkung von Nebel – ein Wahnsinn! Da hört sich die Stadt ganz anders an. Auch jede Witterung hat also ihre eigene Akustik und bedingt so ein eigenes Hörerlebnis.

### **Kren**

Können Sie noch mal darauf eingehen, wie sich die Geburtsblindheit davon unterscheidet, später zu erblinden – was ist da ganz signifikant anders, z.B. dabei, wie man sich in der Welt zurechtfindet? Sie beschreiben in einem Interview<sup>6</sup> ihre eigene Erfahrung, etwa, dass sie sehr lange versucht haben, am Sehen festzuhalten – obwohl Sie schon wussten: ich werde völlig erblinden.

### **Breitwieser**

Der Unterscheid ist immens. Eine Freundin, die geburtsblind ist, sagte mir einmal: „Ich habe nie gesehen, ich kenne nichts Anderes. Klar, manchmal denke ich mir, es wäre doch interessant, Farben zu sehen. Aber ich weiß ja nicht einmal, was Farben sind. Was soll mir da also abgehen? Du aber hast es gehabt – und jetzt fehlt es Dir. Ich habe von klein auf gelernt, meine anderen Sinne einzusetzen.“

Erblindet man spät(er) im Leben, dann kommt der Punkt, wo man es einfach akzeptiert – und sich sagt: So, ich probiere es jetzt einfach, ich gehe hinaus in die Stadt! Man fürchtet sich zwar am Anfang echt zu Tode dabei, aber mit dem Bestehen der Situation, mit der Zurückeroberung des Lebensraumes – man geht auf der Straße, man erledigt einen Einkauf usw. – gewinnt man zunehmend Vertrauen in sich selbst und eben in seine anderen Sinne, die einen schon gut durch die Welt bringen.

Also: ein riesiger Unterscheid, ob man geburtsblind ist oder erst später blind wird. Aber es ist immer auch eine ganz individuelle Sache. Ich kenne z.B. geburtsblinde Menschen, die *überhaupt keinen* Orientierungssinn haben

---

<sup>6</sup> Siehe *Breitwieser*, Susanne: Manchmal kommt es anders als man denkt, in: *andererseits*. Für Inklusion im Journalismus, 15.8.2020, <https://andererseits.org/2020/08/15/manchmal-kommt-es-anders-als-man-denkt> (die Texterstellung unterstützte Katharina Brunner).



– und welche, die *unglaubliche* Fähigkeiten haben: ‚stockblind‘, sozusagen, kann aber eine Küche selbst montieren! Ich kenne aber auch späterblindete Menschen, die sich von ihrer Blindheit bei gar nichts – im wahrsten Sinne des Wortes – bremsen lassen und voller Lebensfreude sind; freilich leider auch welche, die an der Erblindung zerbrechen ... und dann wirklich *innerlich* glauben und überzeugt sind, dass sie z.B. jemanden brauchen, der ihnen beim Duschen hilft.

Und gerade bei Kindern sehe ich oft etwas, das schade ist: Sie werden durch eine – an sich ja verständliche – Überfürsorglichkeit der Eltern behindert, nämlich auch darin, sich zu entwickeln und mit ihrer Blindheit leben zu lernen. Die Sorge der Umwelt um uns Blinde ist natürlich nachvollziehbar; aber eben: das kann auch noch eine zusätzliche, vielleicht oft sogar die *eigentliche* Behinderung sein.

Die innere Stärke ist sehr wichtig; auch, dass einem die innere Stärke *gelassen* wird – und besonders bei Kindern ist das Umfeld entscheidend: zutrauen, dass sie können; lernen lassen! Auch sehende Kinder hauen sich den Kopf an und fallen auf den Hintern. Klar, man wird blinde Kinder nicht über die Straße zum Nachbarn laufen lassen. Aber man muss Kindern zutrauen, dass sie auch allein etwas können. Wie oft höre ich in Erstgesprächen von Eltern: „Unser Kind ist etwas ganz Besonderes!“ Natürlich. Aber *jedes* Kind ist etwas ganz Besonderes. Und wenn in dieser Besonderheit verpackt ist: „Oh Gott, unser Kind ist blind – es wird dies und das nicht machen können!“, dann ist das nicht gut für das, wie das Kind lernen kann, damit umzugehen.

### **Androsch**

Wie sieht das mit den anderen Sinnen aus? Wenn man den Sehsinn verliert, Sie haben es früher schon angesprochen, versucht das der Organismus zu kompensieren – ändert sich dabei z.B. auch das Riechen radikal?

### **Breitwieser**

Und ob! Ich bin sowieso die Riecherin und Spürerin. Ich orientiere mich ganz stark an Gerüchen, besonders in der Stadt: z.B. Aha, da ist die Bäckerei, jetzt links. Da hat jede:r Blinde auch ein eigenes besonderes Steckenpferd – man kombiniert einfach alle Eindrücke. Ich kann dabei übrigens meist gar nicht sagen, *woher genau* diese oder jene Wahrnehmung kommt. Es funktioniert einfach. Manchmal, wenn wer fragt: „Woher weißt Du das?!“, kann ich nur sagen: Keine Ahnung. Ich weiß es eben!

Für die Entwicklung des Sensoriums ist es aber so: je mehr man *allein* unterwegs ist – oder ich mit dem Hund –, je mehr man sich sozusagen in der freien Wildbahn bewegt, desto mehr lernt und entwickelt man. Man muss es ‚draußen‘ ja auch tun – das ist auch ein Stück weit der Überlebenstrieb.



## **Kren**

Also in dem Sinne: man kann in Trainings schon Dinge vermittelt bekommen, aber wirklich *lernen* kann man es erst in der konkreten Anwendung im ‚echten Leben‘, im Tun, in der Anwendung. Zumal ja jede:r auch noch mal ganz individuell ‚eingrichtet‘ ist – und sich individuell auf die Welt ‚ausrichtet‘.

## **Breitwieser**

Absolut. Natürlich ist das Grundtraining wichtig: Man lernt Gehen mit Stock, Blindenschrift, Bedienung des Computers mit Shortcuts, man lernt ganz viel ... macht auch z.B. Sturztraining. Und da fällt mir noch was Interessantes ein, was ich dabei erlebt habe:

Als ich zwar noch einige Kontraste wahrnehmen konnte, war es für mich bei Dunkelheit aber schon völlig schwarz – nur von den Scheinwerfern der Autos hatte ich noch schemenhafte Eindrücke. Was mir da passierte, war: ich lief immer in Richtung dieser Lichter, konnte das auch nicht steuern oder unterdrücken. Ich machte auch immer wieder einen Bogen hin zum Licht, wurde dabei auch schnell schwindlig. Denn wenn man nichts mehr sehen, also auch nichts mehr fokussieren kann, ist natürlich der Gleichgewichtssinn mit betroffen. Kurz gesagt: Ich kam mir vor wie auf einem schwankenden Schiff.

Da bekam ich im Training Kopfhörer aufgesetzt. Man konnte sich aussuchen, was man hören wollte, aber es wurde, wie kann man das beschreiben ... in einer Art Achterschleife eingespielt, mal links lauter, mal leiser, mal rechts usw., wie eine liegende Acht, auf der man sich dauernd im Kreis bewegt, während man eigentlich in einem ganz bequemen Sessel sitzt. Da war mir am Anfang auch unglaublich schlecht. Aber das hat mir sehr geholfen, den Gleichgewichtssinn wiederzufinden, oder besser gesagt: mich zu zentrieren, obwohl ich keinen visuellen Eindruck mehr als Bezugspunkt hatte.

[...]

## **Androsch**

Wenn wir auf die *Inklusion* kommen: Gibt es Ziele oder Maßnahmen, die im BSVÖ gesehen werden als entscheiden, um das Leben von Blinden und Sehbehinderten zu verbessern?

## **Breitwieser**

Es gibt jedenfalls eine Sache, die *mir persönlich* ganz wichtig ist und auch der Grund meines Engagements: Natürlich denen, auch den älteren Menschen, die jetzt blind sind, zu einem lebenswerten, selbständigen Leben zu verhelfen und sie zu unterstützen. Aber *ganz besonders* geht es mir um die Menschen von morgen!

Für die Jungen ist mir wichtig: das Selbstbewusstsein, ihr Leben mit den verbliebenen Sinnen zu leben und zu meistern. Und nicht in den Wettbewerb der Sehenden – und *mit* den Sehenden – einsteigen zu müssen. Felsenfest dastehen und sagen: Okay, das bin ich, in meiner Verschiedenartigkeit, in



meiner Einzigartigkeit! Die Berufswelt z.B. soll uns nicht als Almosenempfänger oder aus Mitleid anstellen. Wir leben in einem Sozialstaat, alles wunderbar und gut; aber auch ich, auch jede:r Blinde möchte sagen können: ich habe *selbst* etwas beigetragen als wertvoller Teil der Gesellschaft. Eben: *ich* habe etwas beigetragen.

Als Kind habe ich beim Busfahren immer dieses Symbolbild gesehen, das sich mir eingebrannt hat: Ein gramgebeugter blinder alter Mann mit der 3-Punkte-Armbinde sitzt da und hält die Hand auf! Wenn wer zu mir sagt: „Ach, Du arme Blinde!“ – also, ich bin wirklich ein friedliebender Mensch, aber da ist es bei mir aus, das geht mir durch Mark und Bein!

### **Kren**

Das trifft sich mit dem [...], wie man *Inklusion* verstehen muss, und nur so in einem vollen Sinn auch richtig versteht. – Es geht nicht darum, dass die Mehrheitsgesellschaft irgendjemandem gnädig etwas abgibt und generös sagt: „Na, da habt ihr!“

Sondern: wir gewinnen ja in Wirklichkeit *alle* miteinander, indem wir das aufnehmen, was beigetragen wird; die *gesamte Gesellschaft* gewinnt – eben dadurch, dass jede:r etwas beiträgt, jede:r eine, nämlich seine oder ihre je eigene, spezifische Leistung bringen will und kann. Man darf *Inklusion* nie nur in die eine Richtung oder als Einbahnstraße sehen!

### **Breitwieser**

Wir leben in einer leistungsorientierten Gesellschaft, das kann man nicht wegdiskutieren und soll man auch nicht ausblenden; natürlich: vielleicht haben wir damit auch übertrieben, müssen uns überlegen, ob nicht andere Werte auch wichtig sind und mehr betont werden sollen. Aber Menschen, die anders sind – genauer gesagt: die, wie eben Blinde, in ihrer Andersartigkeit auch besonders auffallen (denn anders, vielfältig sind ja *alle* Menschen) – sollen sich nicht verstecken müssen, auch ihre ‚Makel‘ nicht – also das, was andere als Makel, als bedauernswert sehen.

### **Kren**

Sie haben es früher so gesagt: nicht in den Wettbewerb der Sehenden einsteigen. Also auch eine Alternative sein können und damit *allen* zu zeigen, dass Anderes, dass Alternativen möglich, wichtig und richtig sind.

### **Breitwieser**

Ja, diese Sichtweise wäre gut! Aber wir müssen uns leider oft einer anderen Realität stellen. Beispielsweise: Wir setzen ja im österreichischen Schulsystem die *Inklusion* um. Das ist alles gut und wunderbar. Aus meiner praktischen Erfahrung muss ich aber sagen: Gut und wunderbar ist das, solange man sich nur die Volksschule oder die Volksschulzeit der Kinder anschaut. Je weiter man im Schulsystem kommt, je älter die Kinder werden – spätestens so mit 15, 16 Jahren –, desto mehr versuchen die blinden Kinder, den



anderen, den ‚normalen‘ Kindern nachzulaufen. Und da können sie nur verlieren: Denn sie werden *nie* allein auf ein Moped steigen, sie werden *nie* ein Auto lenken. Und dann schlägt schnell das Gönnerhafte zu: „Ich nehme Dich halt mit im Auto, Du armes Hascher!“

Obwohl Kinder und Jugendliche an sich ja sehr offen und aufmerksam sind: Wenn ich am Abend am Bahnhof unterwegs bin, merke ich das besonders; Jugendliche fragen sehr aufmerksam, z.B. ob man Hilfe braucht, lassen es aber auch gut sein, wenn man sagt: Danke, ich kann das schon selber – aber nett, dass Sie fragen! Ältere, die haben oft gar keine Zeit für diese Achtsamkeit. Oder sie wollen betont ein ‚gutes Werk‘ tun.

Als Blinde – ich habe auch nichts gegen das Wort, denn es ist halt einmal so – finde ich auch nicht alles toll an meiner Situation; und klar wäre ich, wenn ich’s mir aussuchen könnte, lieber nicht blind geworden. Aber ich kann mich heute hinstellen und sagen: Das kann ich! Und ich kann sogar sagen: Dieses oder jenes kann ich ... besser als jede:r Sehende – *obwohl* ich blind bin; vielleicht eben sogar: *weil* ich blind bin.

### **Kren**

Das wäre dann ja auch genau etwas für eine „Schule des Hörens“ – denn dort sollte man idealerweise ganz *gemischte* Gruppen haben, um sich gegenseitig ein Mehr an Sensibilität beizubringen. Jemand, der blind ist, hat hier ein ganz anderes Sensorium, eine ganz eigene Sensibilität. Und da kann jede:r etwas lernen: Wie man Räume wahrnimmt, wie man die Stadt wahrnimmt ... wie man *zuhört*, was andere sagen!

### **Androsch**

Gibt es eigentlich vom BSVOÖ aus eine Art Jour Fixe mit der Politik, mit einem zuständigen Landesrat oder einer Landesrätin – also einen wiederkehrenden Austausch, ein oder zwei Mal im Jahr?

### **Breitwieser**

In der Form nicht. Bei Generalversammlungen kommen des Öfteren Politiker:innen – und da versuchen wir natürlich, unsere Anliegen und Belange zu vertreten. Wobei: die Politik ist so ein Thema.

Gerade in den letzten Jahren wurde vieles abgestellt ... zum Beispiel die Förderung des Landes Oberösterreich für Blindenhunde von Menschen, die in Pension sind. Für berufstätige Blinde wird das erheblich gefördert – mit rund € 30.000,00, für Pensionist:innen jetzt aber gar nicht mehr. Wir vom BSVOÖ schauen natürlich, dass man die nötigen Gelder aufstellt – und es geht sich auch immer irgendwie aus, mit allen Töpfen, dem Bundessozialamt, den Rotariern usw. ... Aber es ist sehr bitter für Betroffene, Bittsteller:innen zu sein. Kommen wir mit Politiker:innen zusammen, bringen wir das zur Sprache. Und nur damit man sieht, wovon wir reden: da geht es um ungefähr einen Hund pro Jahr! Da denkt man sich eben schon: wofür ist denn sonst Geld da – in einem vergleichsweise so reichen Land wie Oberösterreich?



[...] Und man muss da auch auf den Umstand hinweisen, dass der BSVÖÖ seine Arbeit aus Spendengeldern finanziert!

Natürlich: wir leben in einem wunderbaren Land, es gibt viele Möglichkeiten, Förderungen – kaum etwas, wo man gar nichts bekommt. Und trotzdem: wir haben blinde Kinder in der Regelschule, die nicht mehr in Braille unterrichtet werden können, weil die Stunden von Lehrer:innen nicht da sind bzw. gestrichen werden. Aber als blinder Mensch *muss* ich Braille lesen können! Ich nenne nur das Beispiel der Medikamentenschachteln. Nun heißt es: Braille ist nicht mehr so wichtig, es gibt für die Kinder ja viele andere Hilfsmittel. [...]

### **Androsch**

Das ist offenbar ein grundsätzliches Problem im neuen inklusiven Schulsystem – so gut die Idee der *Inklusion* ist. Denn ich habe im Regelschulsystem gar nicht genug kompetente Lehrer:innen, die auf die besonderen Bedürfnisse der Kinder eingehen können, die auch das Know How haben, das man dazu braucht – vielleicht ja auch nur alle 5 oder 10 Jahre konkret mal braucht. In den alten Sonderschulen war dieses Know How eher da. Das heißt, wir haben de facto eine Verschlechterung der Situation für betroffene Kinder – paradoxerweise gerade auch aufgrund des Wunsches, es besser zu machen.

### **Kren**

Der Punkt ist doch: es muss weiterhin Spezialist:innen geben, die mit den Kindern und ihren Bedürfnissen mitgehen können. Wenn ich das nicht gewährleisten kann, hebt sich der Sinn von *Inklusion* wieder auf.

### **Androsch**

Meine Frau sagt immer: Ein gehörloses Kind ist nicht einfach ein Kind ohne Gehör – so also wäre alles andere gleich, nur halt: das Gehör fehlt. Nein! Ein gehörloses Kind ist ein *anderes* Kind. Es ist alles anders: Wie die Welt wahrgenommen wird, wie gelernt werden kann usw. Und ein blindes Kind ist auch nicht einfach nur ein Kind minus Sehen. Sondern ein anderer Mensch.

### **Breitwieser**

Genau. Das muss man einerseits verstehen – und andererseits muss man auch die Zeit haben, um darauf einzugehen. Ich kann nicht 20 sehenden Kindern und dem einen blinden Kind *zugleich* und in einem gerecht werden ... in gewissen Dingen braucht dieses eine Kind spezielle Aufmerksamkeit. Und das ist ja nichts Schlechtes!

[...]



## Auszüge aus dem Gespräch mit Gabriele Kepplinger

geführt von Peter Androsch und Reinhard Kren  
am 9. November 2021

### Zur Person



Gabriele Kepplinger ist Gründungsmitglied und Geschäftsführerin des Community TV-Senders DORFTV, der seit Juni 2010 aktiv ist.

Schon während des Italienisch- und Germanistikstudiums in Salzburg (Promotion 1994) begann das Engagement in der *Linzer Stadtwerkstatt*, wo Kepplinger in einer Reihe von Projekten den medialen Raum als öffentlichen Raum definierte und die Demokratisierung des Mediums Fernsehen forderte. Damit begann die Idee von DORFTV Gestalt anzunehmen. Im Studienjahr 2017/18 war Gabriele Kepplinger Gastprofessorin im Bereich Zeitbasierte Medien an der Kunstuniversität Linz.

### Gesprächsauszüge<sup>1</sup>

[...]

#### **Androsch**

Ich darf mit der Frage beginnen: Was kann eine *Inklusive Akustik* in einem medialen Zusammenhang bedeuten?

#### **Kepplinger**

Als erstes fällt mir da eine ganz grundlegende praktische Erfahrung ein: Wenn im Fernsehen der Ton schlecht ist, kann man – mehr oder weniger – alles ‚schmeißen‘. Das haben wir bei DORFTV schnell gelernt – und sehen, oder besser: hören es auch immer wieder aufs Neue. Der Ton ist schlicht das Um und Auf. Visuelle Experimente, Störungen, schnelle Bilder usw., das alles ist für Zuseher:innen vergleichsweise leicht zu verarbeiten; ein schlechter oder unbrauchbarer Ton aber stört, ja *zerstört* alles. Eine Ausnahme ist natürlich, wenn es sich um sozusagen komponierte Störungen handelt – dann kann man die aber auch als gewollt erkennen und ‚lesen‘. Aber auch da ist es so, dass es kommentiert, vorneweg kommuniziert und angekündigt werden muss. Deshalb hat wohl auch Fernsehkunst in der Breite nie richtig funktioniert, höchstens in ‚Programmenklaven‘, wo man das erwartet: in Sendungsformaten, die dezidiert Experimentelles bringen. Die Fernsehkunst-Versuche in den 1970er und 1980er Jahren brauchten so viel Vermittlung und Begleitung, dass sich das für ein Massenmedium als (zu) schwierig erwies.

---

<sup>1</sup> Auslassungen sind durch [...] im Fließtext gekennzeichnet, bei längeren Auslassungen (die meist auch thematisch anders gelagert sind) bildet [...] eine eigene Zeile. (Sinngemäße) Umstellungen des transkribierten Textes zur besseren und flüssigeren Lesbarkeit sind nicht gesondert ausgewiesen (Transkription, Textbearbeitung und Anmerkungen: Reinhard Kren).



Betreffs Ton ist auch noch zu bedenken: man kann wegschauen, aber man kann nicht weghören. Ich selbst z.B. halte mir bei Horrorfilmen, wenn es schlimm wird, die Ohren zu.

### **Androsch**

... genau deswegen funktioniert es auch nicht, wenn die Mama dem Kind bei einer grauslichen Szene die Augen zuhält: Denn über das Hören kommt es ja trotzdem rein – und vielleicht sogar noch viel schlimmer.

### **Keplinger**

Noch eine Beobachtung, die die Bedeutung der Ton-Ebene unterstreicht: körperlich und auch für das Bewusstsein ist Sound-Verarbeitung anstrengender – ganz besonders, wenn die visuelle Wahrnehmung nicht mit der auditiven übereinstimmt, z.B. deshalb, weil Bild und Ton nicht synchron sind.<sup>2</sup>

Und *Inklusion* im Feld der Medien muss natürlich heißen: *inklusiv* nicht als bloße *Duldung*, sondern integrale *Teilhabe*; d.h. z.B. Menschen mit Hörbeeinträchtigung, aber auch Sehbehinderte müssen mediale Angebote – im buchstäblichen, aber auch im übertragenen Sinn – *wahrnehmen* können.

### **Kren**

Gibt es mit Blick auf barrierefreie Gestaltung von Inhalten im Medienbereich gesetzliche Vorgaben, die zu beachten sind, oder eine Art Kodex? – Oder ist das mehr oder weniger eine freiwillige Selbstverpflichtung der Medien, formal barrierefrei zu gestalten?

### **Keplinger**

Eine Regel oder Vorschrift auf rechtlicher Ebene, etwas, das man machen *muss*, ist mir nicht bekannt. Es gibt natürlich gewisse Standards z.B. für die Gestaltung von Inhalten im Internet. Aber dass man sozusagen *bevor* man überhaupt zu senden beginnen darf einmal von einer Behörde oder einer zuständigen Stelle – auch auf ganz technisch-formaler Ebene – Vorgaben in diese Richtung bekommt, ist mir nicht erinnerlich. Da müsste man wohl noch mal in den relevanten Mediengesetzen nachlesen.<sup>3</sup> Technische Standards gibt es, natürlich auch Vorgaben z.B. betreffs Jugendschutz. Und es gibt Bemühungen zur barrierefreien Gestaltung, z.B. beim ORF: Untertitel, Gebärdensprache, Audiodeskription (Live-Audiokommentierung).<sup>4</sup>

---

<sup>2</sup> Siehe dazu auch aktuelle Untersuchungen zur Online-Kommunikation bzw. zu Videokonferenzen: „Die digitale Kommunikation nimmt das Gehirn als asynchron wahr. Es versucht, die minimale Verzögerung auszugleichen, leistet damit erhebliche kognitive Mehrarbeit. Das ist anstrengend und führt schnell zu geistiger Erschöpfung, zu Verspannung oder Kopfweh.“ *Ronzheimer*, Hanna: Warum Videokonferenzen müde machen, in: Science.ORF.at, 5.11.2021, <https://science.orf.at/stories/3209631>.

<sup>3</sup> Eine Zusammenstellung der Texte zur Rundfunkrechtslage ist zu finden unter <https://www.bundeskanzleramt.gv.at/agenda/medienrecht/rundfunk-und-medienrecht-in-osterreich/zur-rundfunkrechtslage-im-allgemeinen.html>.

<sup>4</sup> Siehe dazu: Barrierefreiheit im ORF, 28.1.2022, <https://der.orf.at/kundendienst/service/barrierefrei100.html> und den *Aktionsplan 2021–2024*, downloadbar unter <https://der.orf.at/kundendienst/service/aktionsplan-barrierefreiheit102.pdf>, sowie unten, Anm. 11.



## **Androsch**

Aus meiner früheren journalistischen Arbeit weiß ich, dass es für *Integration* – heute würde man sagen: *Inklusion* – bei den Printmedien einen Kodex gab mit Vorgaben zu Buchstabengrößen und Zeilenabständen, also mit Blick auf Lesbarkeit.

DORFTV als regionales, lokales Medium nach dem Motto „Grabe, wo Du stehst!“ wird von den Menschen zu einem großen Teil selbst gemacht. Ein Thema muss da ja auch die Sprachverständlichkeit sein. Mein Standard-Beispiel ist hier: Menschen mit 10 % Hörbeeinträchtigung verstehen, wenn z.B. gesprochenes Wort mit Musik unterlegt ist, also bei unterlegten Musikbetten, nicht nur 10 % weniger, sondern gleich mal 50 %.

Ein Ziel der *Inklusiven Akustik* ist, genau dafür Bewusstsein zu schaffen: Was bedeutet es für – gar nicht so wenige – Menschen, wenn man so mit dem Ton umgeht? Denn bis zu 30 % der Bevölkerung haben eine Form von Hörbeeinträchtigung. Man könnte z.B. Sequenzen mit Musikbetten zusätzlich mit Texteinblendungen versehen. Oder man lässt bei sehr wichtigen Informationen das Musikbett ganz weg. Und zu denken ist ja nicht nur an Menschen mit Hörbeeinträchtigung, sondern z.B. auch an Menschen, die nicht so gut Deutsch können. Und das ist ja auch eine erhebliche Gruppe!

## **Kepplinger**

In Social Media ist es mittlerweile gang und gäbe, dass Videos Untertitelt sind. Die Musikunterlegung in den Medien nimmt, so jedenfalls meine Beobachtung, immer mehr zu; es scheint fast schon State-of-the-Art der modernen Videoproduktion, und das auch dann, wenn es gesprochene Elemente gibt oder Leute miteinander reden.

## **Androsch**

Auch die *Sprechgeschwindigkeit* nimmt zu, vor allem im Radiobereich. Das ist eigentlich verblüffend, wenn man bedenkt, dass angesichts der Migrationsbewegungen wohl 10–15 % der Menschen gar nicht so gut Deutsch können. Und da ist es noch einmal schwieriger, den Beiträgen zu folgen, noch dazu, wenn diese in vergleichsweise elaborierter Sprache vorgebracht werden.

## **Kren**

Diese Entwicklung hat vielleicht etwas mit der Sprechgeschwindigkeit im ‚normalen‘ YouTube-Influencer-Video zu tun: Und man passt sich dem im Medienbereich an, weil man diese Hörerfahrung voraussetzt oder dem eigenen Programm eine hippe, junge, zeitgemäße Anmutung geben will?

## **Kepplinger**

Ja, Jump Cuts, Bildsprünge, das Rausschneiden der Pausen, sind mittlerweile schon ein *klassischer* YouTube-Style.



### **Androsch**

Bei DORFTV kann ja jede:r Sendung machen. Da gibt es sicher auch Dinge, die nicht gehen?

### **Kepplinger**

Eigentlich gibt es wenige Einschränkungen, dafür aber ganz klare Regeln: keine Werbung für Parteien, Produkte oder Dienstleistungen; keine Religionsausübung; keine sexistischen oder rassistischen Inhalte – das ist der Satz, den ich den Leuten immer sage, die Beiträge machen wollen. Niedergelegt ist das in den *Grundsätzen der Programmgestaltung*<sup>5</sup>, die sich an der *Charta des Freien Rundfunks Österreich*<sup>6</sup> orientieren: Ende 1997 erhielten die ersten freien Radios eine Lizenz. Der nichtkommerzielle Rundfunk bildet neben den kommerziellen Privatsendern und dem öffentlich-rechtlichen Rundfunk die dritte Säule des Medienangebots. Da rechtlich gesehen die freien Medien unter Privatrundfunk fallen, haben sie sich diese Charta gegeben, um eine Unterscheidung zu den Kommerziellen zu formulieren. Diese haben wir bei der Gründung von DORFTV auch für das Fernsehen übernommen bzw. adaptiert.<sup>7</sup>

### **Androsch**

Gibt es bei Euch Fernsehsendern eine parallele Vereinigung wie das *Cultural Broadcasting Archive* (CBA) bei den freien Radios?

### **Kepplinger**

Nein, ein solches gemeinsam genutztes Archiv gibt es derzeit nicht. Für Radios ist das CBA ein wichtiges Projekt, eine zivilgesellschaftliche Medien- und Kommunikationsplattform, der größte Podcastprovider Österreichs und gleichzeitig Knotenpunkt für Sendungsaustausch.

Wir haben das Sendungsarchiv für DORFTV aber auch von Anfang an als Plattform definiert und die DORFTV-Thek als Videoplattform konzipiert: mit einer Upload-Funktion für User:innen, um dezentral und unkompliziert Content für das Programm beizusteuern – aktuell sind rund 18.500 Videos online. Nichtkommerzielle Fernsehsender gibt es ja nur drei in Österreich.<sup>8</sup> OKTO hat eine Mediathek, wo man Sendungen nachsehen kann. FS1 dagegen nutzt YouTube und bettet die Videos dann auf der eigenen Homepage ein.

### **Androsch**

Warum gibt es eigentlich nur drei nichtkommerzielle Fernsehsender in Österreich?

---

<sup>5</sup> Online abrufbar unter <https://www.dorftv.at/node/20033>.

<sup>6</sup> Online abrufbar u.a. unter <https://www.freier-rundfunk.at/charta.html>.

<sup>7</sup> Ausformuliert als *Charta für Community Fernsehen in Österreich*, online abrufbar u.a. unter <https://www.dorftv.at/node/20012>.

<sup>8</sup> DORFTV in Oberösterreich (<https://www.dorftv.at/home>), OKTO Community TV in Wien ([https://www.okto.tv/de/page/uber\\_okto](https://www.okto.tv/de/page/uber_okto)) und FS1, das Freie Fernsehen Salzburg (<https://fs1.tv/>).



### **Kepplinger**

Man braucht einen langen Atem und einen Personenkreis, der das aktiv betreibt und immer weiterverfolgt. Es sind Kriterien zu erfüllen, wie der „Offene Zugang“, also eine Vielfalt an Communities und Personen, die am Sender ihre Inhalte publizieren. Es muss auch eine Mindeststundenanzahl pro Woche an neuen Erstaussstrahlungen stattfinden. Dafür braucht es finanzielle Mittel, die bei den nicht kommerziellen Sendern nicht über Werbung lukriert werden können. DORFTV konnte erst Realität werden, als 2009 der Fonds zur Förderung des nichtkommerziellen Rundfunks beim Bund eingerichtet wurde, nach jahrelangem Lobbying durch den Verband Freier Radios. Derzeit wird von den nichtkommerziellen Sendern in Österreich intensiv an einer Erhöhung der Fördermittel gearbeitet, bislang aber noch erfolglos. Im Gegensatz zu den kommerziellen Sendern, deren Förderfonds 2019 quasi über Nacht um 5 Millionen Euro erhöht wurde.

Oberösterreich ist ein ‚Land der freien Medien‘, mit vier freien Radios – dem Freien Radio Freistadt, dem Radio FRO (Linz), dem Freien Radio B138 (Kirchdorf) und dem Freien Radio Salzkammergut mit Sitz in Bad Ischl – und uns, DORFTV, als Community-TV. Die Grundidee ist Medienvielfalt und Meinungsvielfalt und eine Alternative zum öffentlich-rechtlichen und privaten kommerziellen Rundfunk. Ein Angebot für die Zivilgesellschaft und marginalisierte Gruppen, ihre Themen selbstformuliert medial zu platzieren. Die oberösterreichischen Sender sind auch sehr stark im Kunst- und Kulturbetrieb der freien Szene verankert. Verknüpft mit dem nichtkommerziellen Rundfunk ist immer auch die Förderung der Medienkompetenz über Ausbildungsprogramme.

### **Androsch**

Ganz praktisch gefragt: wenn jemand zu Euch kommt, der eine Sendung machen will – gibst Du dem einen Zettel in die Hand, was zu beachten ist? Oder ergibt sich das einfach so? Gibt es von Euch aus ‚akustische Vorstellungen‘, die einzuhalten sind – oder ist das undefiniert?

### **Kepplinger**

Nein, in diese Richtung gibt es derzeit keine Vorgaben. Normalerweise setze ich mich mit den Leuten zusammen, Schwerpunkt ist da aber klar das Inhaltliche; beim Technischen unterstützen wir. Ich bitte die Leute also um ein inhaltliches Konzept, frage, wen sie einladen wollen usw. Der Rest – das Technische eben – liegt bei uns. Für produzierte Videos (Uploads) gibt es Vorgaben, die beziehen sich aber sozusagen rein technisch-visuell auf die optimale Videoausgabe.<sup>9</sup>

Was das Akustische betrifft: Das ist immer noch ‚Work in Progress‘, was zum Teil auch der Vielfalt an Beiträgen und hochgeladenen Videos geschuldet ist, die unterschiedlich produziert sind. Wir haben auch keine ausgebil-

---

<sup>9</sup> Online abrufbar unter <https://www.dorftv.at/node/23221>.



deten Tontechniker:innen im Team und organisieren daher auch immer wieder für uns selbst, für neue Team-Mitarbeiter:innen und für die Sendungsmacher:innen Workshops zur Audiogestaltung, um das auf eine bessere Basis zu stellen.

### **Androsch**

Bei DORFTV gibt es eine große Konzentration auf das Sprechen, das gesprochene Wort. Für einen Bewusstwerdungsprozess könnte man auch in diese Richtung mal einen Workshop machen und diesen Umstand reflektieren, vielleicht jemanden einladen, der dazu Überlegungen einspeist: Wen schließt man ein, wen schließt man aus, wenn das gesprochene Wort so zentral ist? – Und wenn man es in der Form darbietet, wie man es eben jetzt normal anbietet.

### **Kren**

Zurückkommend auf das, was Du am Anfang gesagt hast über die Wichtigkeit der akustischen Ebene – ist der Ton schlecht, funktioniert auch die visuelle Ebene nicht mehr –, ist es doch bemerkenswert, dass man in der Wahrnehmung, ja schon in der Bezeichnung von *Fernsehen*, ein so starkes Gewicht auf das *Sehen*, das *Visuelle* legt, obwohl doch offenbar die Ebene des (gelungenen) Tones mindestens ebenso wichtig ist ... wenn nicht sogar wichtiger.

### **Kepplinger**

Ein Kollege hat mich darauf aufmerksam gemacht, dass sich Radios aufgrund der Formatierung – welche Musik wird gespielt und wie werden damit welche Leute angesprochen – unterscheiden. Beim Fernsehen ist die Audioebene im Grunde aber genauso wichtig. Sie hat aber dennoch eine andere Qualität als bei einem reinen akustischen Medium.

Dazu haben wir eine interessante Erfahrung gemacht bei einer gemeinsamen Produktion mit Radio FRO, und zwar mit einem Interview im Freien, das fürs Fernsehen und fürs Radio gedacht war, aufgenommen in einem Park neben einer Straße. *Mit* Bild stören die Hintergrundgeräusche wie vorbeifahrende Autos, im Vorbeigehen sprechende Menschen usw. nicht so extrem, wenn das Mikrofon nahe an der interviewten Person und das gesprochene Wort klar im Vordergrund ist. Für die reine Audioverwertung im Radio – also ganz *ohne* Bild – ist das aber sensibler: Es fehlt der visuelle Kontext und die Nebengeräusche werden schnell unangenehm.

### **Androsch**

Die Fixierung auf das Visuelle und im Gegensatz dazu das *Überhören* des Hörens hat, glaube ich, damit zu tun, dass Hören (und damit Raum und Akustik) etwas so Selbstverständliches sind, dass wir es gar nicht bewusst haben. Das ist ganz anders als beim Sehen, das allein in der Gerichtetheit eine ganz bewusste Entscheidung ist (man wählt da auch bewusst aus: was fokussiere ich, was nicht). Über weite Strecken aber hören wir ganz unbewusst, und daher denken wir auch nicht – oder so wenig – daran. Auch die



Paranoia von Schwerhörigen, oft sind es ja alte Leute, rührt mit von daher: Es wird nicht – wie ‚normal‘ – *alles* gehört, nämlich auch das *hinter dem Rücken*, sondern schleichend immer weniger, dann vielleicht kaum mehr etwas ... und die Erschütterung des subjektiven Sicherheitsgefühls geht einher mit dem Gefühl des Kontrollverlusts, des Ausgeliefert-Seins.

### **Kren**

Nachdem der Hörsinn phylogenetisch (und dann natürlich auch ontogenetisch in der je eigenen Entwicklung) ein *Warnsinn* ist, bedeutet der Wegfall dieses Sensoriums für Gefahr notwendigerweise eine immense Verunsicherung.

### **Androsch**

Dieser Warnsinn wird natürlich von Künstler:innen, Medien, Filmleuten ausgenutzt, auch schamlos ausgenutzt. Ein Horrorfilm lebt ja zu 90 % davon. Es ist in diesem Zusammenhang auch bemerkenswert, was der Ton z.B. im Film alles leisten muss: Er muss vermitteln, was das Bild nicht vermitteln kann – etwa auch, ob es warm oder kalt ist. Da sieht man, wie mächtig der Ton ist. Das kann man auch – Stichwort Manipulation – als Gefahr sehen.

Da fallen mit zwei Dinge ein, die wir bei Popmusik bzw. bei Podcasts beobachten können. Kommerzielle Popmusik-Stücke werden immer kürzer, müssen geradezu immer kürzer werden: Damit nicht weggeklickt wird, muss man gleich in den ersten Sekunden ‚zum Punkt‘ kommen – die Dramaturgie eines Popsongs hat sich so erheblich verändert, weil der Höhepunkt, die Hook-Line jetzt der Door-Opener ist ... und dann geht den Songs oft ziemlich schnell die Luft aus. Beim Podcast sieht man genau das Umgekehrte: die werden immer länger, vielleicht auch immer langsamer ...<sup>10</sup>

### **Kepplinger**

... und das ist bemerkenswert, weil gemeinhin ja gesagt wird, dass bei Kindern und Jugendlichen die Aufmerksamkeitsspanne sukzessive abnimmt. Die Hörgewohnheiten bei Podcasts widersprechen diesem Befund: die gehen 40, 60, 90 Minuten und finden ein großes, junges Publikum.

### **Androsch**

Podcasts haben auch eine sehr intime Qualität – die Stimme(n) *am* oder *im* Ohr. Radio und Fernsehen sind da ja offener ... oder wenn man so will: durch die starke visuelle Ebene distanzierter.

### **Kepplinger**

Natürlich spielt auch die *Programmierung* eine große Rolle. Auf Spotify oder YouTube krame ich gefühlt völlig frei in einem riesigen Angebotspool herum, im Radio oder Fernsehen bin ich mit einer linearen Programmierung, also mit einer *Inhaltsvorgabe* konfrontiert. Und das hat ja auch Vorteile, denn ich

---

<sup>10</sup> Siehe zum Phänomen Podcast auch das *Hörstadt*-Gespräch „Hören boomt – Podcasts werden immer beliebter“ (4.11.2021) mit den Ö1 Feature-Redakteurinnen Eva Roither und Natasa Kopnitsky sowie Margit Knipp und Peter Androsch unter <https://www.dorftv.at/video/36501>.



werde mit Themen konfrontiert, die community-übergreifend sind ... die mir eben nicht nur z.B. ein Algorithmus als ‚More of the same‘ vorschlägt.

### Androsch

Kann man es auch als einen Aspekt von *Inklusion* betrachten, dass man als Medienmacher:in die verschiedenen Gruppen wechselseitig aufeinander hinweist, einander näherbringt, gewissermaßen integriert?

### Kepplinger

Ja, als eine Grundidee und ein auch immer wichtigeres Motiv des nichtkommerziellen Sendens könnte man formulieren: über die thematische Vielfalt der Sendungsinhalte gesellschaftliche *Inklusion* zu erreichen. Übrigens auch im Sinne z.B. der Generationenvielfalt.

Eine ganz entscheidende Sache beim Fernsehen, auch bei den Vorgaben bzw. Bewilligungen durch die RTR,<sup>11</sup> ist das Programmschema. Und für Medienkonsument:innen bietet das Programmschema eine wichtige Orientierung. Es wird damit berücksichtigt, wann wer vor dem Fernseher sitzt, wie Übergänge zwischen Programmen geschaffen werden können, z.B., indem nach einer vielgeschauten Sendung vielleicht ein weniger gut konsumierbares, aber wichtiges Thema nachgeschoben wird.

Ein Sender wie der ORF, der einen öffentlich-rechtlichen Auftrag hat und quasi sich selbst, eigentlich aber eben allen gehört, hat die Aufgabe, *allen* – oder *vielen* – Zielgruppen etwas zu liefern und so deren Interessen, Sichtweisen, Geschmäcker in einem Angebot zu integrieren.

Ausschlaggebend bleibt letztlich aber doch immer die Quote: Wie viele Menschen haben das Programm gesehen? Damit wird es problematisch, weniger ‚quotenträchtige‘, also weniger mainstream- und massentaugliche Sendungen im Programm zu behalten. Ich erinnere nur daran, dass etwa die Kultursendung *kunst-stücke* 2002 im ORF abgesetzt wurde – trotz vehementer Proteste der Kunst- und Kulturszene.

Bei den nichtkommerziellen Sendern sind Vielfalt und Partizipation *DAS* große Thema, auch in der Lizenzvergabe. In Oberösterreich ist es vorgekommen, dass einem kommerziellen Anbieter von der Behörde die Lizenz nicht gegeben wurde, sondern einem nichtkommerziellen, und zwar mit dem Argument: Mehr *Vielfalt!* Nichtkommerzielle Sender sind schon aufgrund ihres verpflichtenden „Offenen Zugangs“ ein multi-redaktionelles Projekt, bei dem verschiedenste Stimmen gleichberechtigt ihre Meinungen vertreten

---

<sup>11</sup> Die Rundfunk und Telekom Regulierungs-GmbH (RTR) ist u.a. auch für Fragen der Barrierefreiheit zuständig. Dazu heißt es auf der Homepage: „Mediendiensteanbieter und Mediendiensteanbieterinnen, die im vorangegangenen Jahr einen Umsatz von mehr als 500.000 EUR erzielt haben, und bei denen es sich nicht um regionale Anbieter handelt, haben ihr barrierefreies Angebot stufenweise zu erhöhen. [Sie] sind verpflichtet ihr Angebot auch Menschen mit Seh- oder Hörbeeinträchtigung zugänglich zu machen, sowie Menschen mit intellektuellen Beeinträchtigungen, die auf eine vereinfachte Sprache angewiesen sind.“ Siehe <https://beschwerde.rtr.at/Beschwerdegruende.de.html>.



können. Die Werbefreiheit ist essenziell für diese Ausrichtung, weil sie Unabhängigkeit von potenziellen Geldgebern garantiert.

Ein wichtiges Ziel von DORFTV und von allen Nichtkommerziellen ist es, Menschen eine – nämlich *ihre eigene* – Stimme zu verleihen ... und wahrnehmbar zu machen. Nicht indem *über* Menschen geredet wird, sondern indem *mit* Menschen geredet wird und Menschen *selbst zu Wort kommen*, sich artikulieren können und eine Stimme haben.

### **Kren**

Das scheint mir etwas ganz Wichtiges zu sein – denn das *Über-die-Menschen*-Reden, *Über-die-anderen-Menschen*-Reden hat, so gut es oft auch gemeint ist, manchmal eben auch was ungemein Herablassendes.

### **Kepplinger**

Als die Refugees im Dezember 2012 die Votivkirche in Wien ‚besetzt‘ haben, habe ich eine ähnliche Erfahrung gemacht: Alle haben *über* die Flüchtlinge geredet, wir aber haben – und das war zunächst einzigartig in der Medienlandschaft – aus der Kirche live gesendet und die *Menschen selbst zu Wort kommen* lassen. Da wird dann klar: Das sind Leute, die haben was zu sagen!

### **Kren**

Dieses *Über-die-Menschen*-Reden sah man bei Moria und gerade jetzt wieder an der weißrussisch-polnischen Grenze. Die unmittelbar Betroffenen werden in der medialen Berichterstattung als Statisten ihrer eigenen Tragödie vorgeführt ... und wahrscheinlich von nicht wenigen Medienkonsument:innen in erster Linie als Statisten einer in ihnen verkörperten ‚Bedrohung‘ wahrgenommen.

### **Kepplinger**

Menschen eine Stimme zu geben, das ist auch ganz explizit ein Auftrag und eine Begründung in der Vergabe bei Förderungen an nichtkommerzielle Sender: und zwar eine Stimme *nicht nur einmalig* zu geben, sondern z.B. über Workshops und Schulungen Kenntnisse und Know-how zu vermitteln, um die Stimme *weiterhin hörbar* zu halten. Wer medial nicht vorkommt, dessen Stimme nicht hörbar ist, der existiert nicht. Wer aber *selbst* spricht, ist nicht nur präsent(er), er oder sie kann vor allem Dinge aus der eigenen Perspektive darstellen.

### **Androsch**

Das Bild ist immer *über*, die *hörbare Stimme* aber macht ein Individuum *lebendig*. Dein Schlussstatement ist fast so etwas wie eine *inklusive* Medienstrategie in Kurzform!



## Auszüge aus dem Gespräch mit Birgit Kurtz

geführt von Peter Androsch und Reinhard Kren  
am 4. November 2021

### Zur Person



Birgit Kurtz unterrichtet Sprechtechnik und Stimmbildung an der Pädagogischen Hochschule der Diözese Linz (PHDL), an der Pädagogischen Hochschule Oberösterreich (PH OÖ) und am Konservatorium für Kirchenmusik in St. Pölten. Zudem ist sie als Stimm- und Auftrittscoach sowie als Referentin in der Fort- und Weiterbildung tätig.

Nach dem Gesangsstudium und dem Studium der Gesangspädagogik an der Universität für Musik und darstellende Kunst Wien sowie einer Operetten- und Musical-Ausbildung war Birgit Kurtz Gesangslehrerin und freischaffende Musikerin. Später absolvierte sie den Hochschullehrgang „Stimme – Ausdruck – Präsentation AAP-Anwender/in in der Erwachsenenbildung“ nach Coblenzer/Muhar. Heute betreut sie dieses Angebot an der PHDL.

### Gesprächsauszüge<sup>1</sup>

[...]

#### **Androsch**

Ich beginne mit einer Beobachtung: Ganz viele Leute, die man anspricht auf das Thema Akustik – oder mit denen wir ins Gespräch kommen wollen zum Themenfeld der *Inklusiven Akustik* – reagieren vorsichtig reserviert: Eigentlich habe man mit dem Thema Akustik ja gar nichts zu tun, sei auch alles andere als ein:e Spezialist:in in diesem Bereich. Bemerkenswert ist: das sagen z.B. auch Musiker:innen, Schauspieler:innen, Lehrer:innen – Personen also, die tagtäglich und in einem ganz fundamentalen Sinn auf Akustik angewiesen sind!

#### **Kren**

Und daran knüpft sich meine Frage: Spielt z.B. bei Schauspieler:innen oder Musiker:innen im Rahmen der Ausbildung Akustik – vielleicht auch auf Ebene der Theorie – irgendeine Rolle? Denn *wahrnehmen*, dass ein Raum eine gute oder schlechte Akustik für diese oder jene Sache hat, das tun etwa Musiker:innen ja in jedem Fall.

#### **Kurtz**

Also, ich kann mich dunkel erinnern, dass ich im Rahmen meines Gesangsstudiums auch eine Lehrveranstaltung zu Akustik hatte ... aber viel habe ich

---

<sup>1</sup> Auslassungen sind durch [...] im Fließtext gekennzeichnet, bei längeren Auslassungen (die meist auch thematisch anders gelagert sind) bildet [...] eine eigene Zeile. (Sinngemäße) Umstellungen des transkribierten Textes zur besseren und flüssigeren Lesbarkeit sind nicht gesondert ausgewiesen (Transkription, Textbearbeitung und Anmerkungen: Reinhard Kren).



davon nicht behalten. Im Rahmen meines Werdegangs habe ich mich dann immer mehr der Sprechstimme zugewandt. Und die ist ja etwas anderes als die Gesangsstimme:

Denn auch wenn das *Instrument* dasselbe ist, gibt es (neben einigen Übereinstimmungen) signifikante Unterschiede zwischen Singstimme und Sprechstimme, auf die man dann auch in der Sprechstimmgebung besonders eingehen muss. Ein Problem ist allein schon, dass die Sprechstimme – wenn es um Leistungsfähigkeit geht, um Durchhaltevermögen, auch um deren Klang und klangliche Eigenschaften – krass unterschätzt wird: Man glaubt immer, das funktioniert von allein!

Zu wenig bedacht wird dabei, wie wichtig der Klang einer Stimme ist – und zwar auf mehreren Ebenen. Und gerade im Lehrberuf ist eine voll funktionstüchtige und eine gute klingende Stimme immens wichtig.

### **Androsch**

Wie unterrichtet man (Sprech-)Stimmgebung?

### **Kurtz**

Im Kontext der Lehrer:innenausbildung, in die ich involviert bin, gibt es zunächst die einführende Lehrveranstaltung „Sprache als Grundlage des Unterrichts“. Etwa über die Themen Vorlesen und Artikulation erfolgt eine erste Hinführung und Sensibilisierung. Daran kann auch eine größere Zahl von Studierenden teilnehmen. Darauf baut auf die Lehrveranstaltung „Sprache und Stimme“, die auf kleineren Gruppen (10–15 Personen) zugeschnitten ist: Hier kann man praktisch arbeiten, mit Übungen zu Atmung, Lautstärke und Artikulation. Eigentlich aber ist das alles zu wenig – angehende Lehrer:innen bräuchten eigentlich durchgehend eine stimmliche Betreuung.

Die Studierenden z.B. stellen dabei ja selbst fest, dass man (und wie sehr man) an der eigenen Stimme arbeiten kann – dass diese also nicht eine feststehende, unveränderliche Größe, ein fertiges Werkzeug ist; und, dass man gerade am Anfang mit relativ wenigen ‚Neueinstellungen‘ einen großen Effekt erzielen kann. Eine große Überraschung ist aber meist schon, wenn man die Studierenden darauf aufmerksam macht, dass sie nicht nur Lehrer:innen werden, sondern *Berufssprecher:innen*. Kaum jemand, so meine Erfahrung mit den Studierenden, hat sich darüber ernsthaft Gedanken gemacht hat – etwa im Sinne von: Kann ich das? Hält das meine Stimme aus?

Die Primarstufenausbildung von Lehrer:innen ist übrigens nicht einheitlich geregelt, d.h. innerhalb einiger grober Vorgaben ist das auf jeder Pädagogischen Hochschule anders, zum Teil erheblich abweichend. Daher ist Stimm- bzw. Sprechbildung auch kein flächendeckendes Angebot.



### **Androsch**

Auch nicht in der Sonder(schul)pädagogik? Wenn ich an Kinder und Jugendliche mit Hörbeeinträchtigung denke, müsste doch Stimmbildung dazugehören?

### **Kurtz**

Die frühere, separate Sonderschullehrer:innen-Ausbildung gibt es in der Form nicht mehr; allerdings kann man ab dem 5. Semester Vertiefungen bzw. Schwerpunkte wählen – und einer davon ist „Schwerpunkt Inklusive Pädagogik/Fokus Behinderung“. Der wird eigentlich auch viel gewählt. Und *Inklusion*, das muss man auch noch sagen, ist eine Querschnittsmaterie im gesamten Studium.

### **Androsch**

Und der *eine* Schwerpunkt muss dann die Arbeit etwa mit Seh- oder Hörbehinderten mit umfassen bzw. muss die Vermittlung der dafür nötigen besonderen Kompetenzen und Kenntnisse in dem einen Schwerpunkt abgedeckt werden?

### **Kurtz**

Das ist die Grundüberlegung dabei, ja. Also: es *müsste* so sein.

### **Androsch**

Vor einigen Jahren hatte ich für meine Hauptvorlesung zum Thema Akustik den Titel „Luft – Luft – Luft“ geplant; es wurde dann aber „Schall – Raum – Medium“, weil die Institutsleiterin meinte, da könne man sich sonst nichts darunter vorstellen. Der ursprüngliche Titel wäre aber trotzdem besser gewesen, denn bei Akustik geht es immer um Luft: Schall ist Luft, Luft ist das Medium und ein Raum ist vom Architekten organisierte Luft.

Die Stimme, von der Du in Deiner Arbeit ausgehst, ist ohne Luft eigentlich gar nichts. Wenn mein Sprechapparat es nicht schafft, Luft so zu bewegen und zu organisieren, dass möglichst viele Menschen etwas davon haben, indem ich sie mit meiner Stimme erreiche – und letztlich ist Akustik genau das –, dann geht weder die Stimme noch das, was ich damit inhaltlich transportieren will, vom Individuum, vom Einzelnen hin zu anderen Menschen, hinaus (oder hinein) ins Soziale.

### **Kurtz**

Aber auch wenn ich meine Stimme technisch trainiere und verbessere, heißt das immer noch nicht, dass das, was ich von mir gebe, auch entsprechend ankommt.

### **Androsch**

Ich möchte gerne einen Konnex herstellen zwischen der Idee einer akustischen Ökologie und konkreter Stimmarbeit. Und Stimmarbeit ist ja Körperarbeit. Gibt es Techniken, wie ich mich mit meiner Stimme auf z.B. spezifische Gegebenheiten der Raumakustik einstellen kann?



### Kren

Es ist geht also – noch ganz abseits von *Sprechinhalten* – um die Perspektive: Was sind die Bedingungen der Möglichkeit, dass (m)eine Stimme überhaupt jemanden erreicht?

### Kurtz

Also: Wie schaffen wir es, einen Raum klanglich zu nutzen?

### Kren

Ja, und im Zusammenhang damit: Wie muss ein Raum beschaffen sein, dass man darin das volle Potenzial der Kommunikation entfalten kann? Denn natürlich kann ich an mir selbst arbeiten, kann schauen, dass ich mich selbst, sozusagen ‚insular‘, in der Art und Form meiner akustischen Hervorbringung im Gleichgewicht befinde, auch körperlich. Aber das kann nur eine Seite sein. Denn der Raum, in den ich gestellt bin oder mich gestellt habe, auch der muss etwas ‚tun‘, auch er muss (raum-)akustisch unterstützen; es muss einfach für diesen oder jenen Zweck der ‚richtige‘ Raum sein.

### Kurtz

Die Einstellung auf einen Raum geschieht ja meist ganz intuitiv – man merkt recht schnell, was ein Raum, eine bestimmte Raumsituation von mir als Sprecher:in oder Sänger:in braucht.

Ich sage „meist intuitiv“ und bringe als Beispiel die Impedanz, das Phänomen der Lautstärkenregulierung. Es gibt Menschen, die ihre eigene Sprechlautstärke schwer einschätzen und daher auch nicht intuitiv der Situation anpassen können. Sie brauchen also ein Feedback, wann und wie sie ihre Lautstärke regulieren müssen. Woher das kommt, weiß ich nicht. Aber für den schulischen Bereich, für Lehrer:innen ist das extrem wichtig! – Und auch, dass man *hört*, was ein Raum braucht; dafür ist z.B. die Körperresonanz sehr wichtig. Eine Übung, die ich mit meinen Studierenden deshalb immer mache, ist: Wie gehe ich mit der Lautstärke meiner Stimme um – wie fühlt es sich an, wenn ich mit voller Stimme laut spreche, und das, ohne zu schreien? Hallige Räume – Turnsäle etwa, und ganz schlimm: Schwimmbäder – sind für Lehrer:innen eine Katastrophe. Ein typisches Beispiel für Musiker:innen sind Räume, die fürs Sprechen gemacht sind und in denen man singen muss. Das ist eine ganz schwierige Situation, weil man vom Raum keine Information bekommt über das, was man von sich gibt.

Und abseits von jeder akustischen Gegebenheit, um wieder auf die Schule zurückzukommen, gibt es noch etwas, das nicht oder kaum bedacht wird: In den meisten Klassenzimmern herrscht ein für Sprechstimmen ganz, ganz schlechtes Klima. Die Luft ist viel zu trocken.

### Kren

Bemerkenswert scheint mir aber doch, dass, so sehr z.B. in der Atemrhythmisch Angepasste Phonation (AAP) herausgearbeitet und herausgestrichen wird – und das ganz sicher völlig zu Recht –, welche Bedeutung die Stimme



in der Kommunikation hat und dass erst das richtige Atmen, Sprechen, Artikulieren in Gleichgewicht und Wohlbefinden gelingende Kommunikation bedeutet, indem es auch Einklang mit Kommunikationspartner:innen herstellt, dass bei all dem zugleich wenig bedacht zu sein scheint, dass wir ja keine isolierten Größen sind, sondern in einer akustischen Umwelt leben und auch eines Mediums, also der richtigen Bedingungen, der richtigen Räume bedürfen, damit unsere Stimme – gerade auch im Miteinander oder beispielsweise im Lehrer:innenberuf – ihr volles Potenzial entfalten kann.

Soweit ich sehe, ist das auch in der theoretischen Fundierung der AAP nicht klar oder explizit benannt – und auch nicht verknüpft mit einer *Einforderung*, dass eben auch die Räume so gestaltet sein müssen, dass man Stimme wirklich ‚zur Stimme‘ kommen lassen kann. Würden sich diese beiden Seiten [...] nicht ideal zu einer ganzheitlichen Betrachtung gelingender Kommunikation und ihrer Bedingungen verknüpfen lassen?

### **Kurtz**

Dem kann ich an sich zustimmen. Nur: was die Räume betrifft, gerade die Räume in Schulen, da ist man ja oft schon froh, wenn überhaupt die notwendigen Renovierungsarbeiten genehmigt und durchgeführt werden!

### **Androsch**

Aber selbst wenn man sich in diese Richtung bescheiden und den Sachzwängen beugen muss: Es ist, meine ich, ein hoffnungsvolles Zeichen, dass die *Körperlichkeit* der Stimme – und damit auch die *Körperlichkeit* der Schule – und die Grundgegebenheit, dass der Weg vom *Ich* zum *Du* in der Kommunikation über die Stimme und also akustisch erfolgt, dass das zu Bewusstsein kommt! Kurz gesagt: Schallwellen sind *körperliche Phänomene* – und dass die *Körperlichkeit* der Stimme wahrgenommen wird, ist ein ganz elementarer positiver Aspekt der Stimmbildung.

[...]

Man muss, was akustische Raumeigenschaften betrifft, aber wohl auch viel beweglicher werden im Denken: Denn es gibt nicht die *eine* ideale Akustik, sondern verschiedene. Wenn ich einen Raum habe, z.B. einen Turnsaal, dann muss ich *am anderen Ende* ansetzen, also: meinen Unterricht so gestalten, dass er ‚ohne Worte‘ auskommt. [...] Und da gibt es eben nicht nur ein Konzept.

Wichtig ist dabei vor allem aber auch, dass man positive Beispiele zeigen kann. Negative findet man ja haufenweise, aber positive nur wenige! Eines ist die Mittelschule in Schwabenstadt. Hier waren schon beim Entwickeln der Schule alle eingebunden, auch und gerade beim Entwickeln eines akustischen Konzepts. Es wurden z.B. Zonen und Oasen vorgesehen – der Ruhe,



aber auch der Aktivität. Der Idealfall: schon in den Planungen wurden Stimme und Kommunikation ins Zentrum gerückt.<sup>2</sup>

Nimmt man den Gedanken der *Inklusiven Akustik* ernst, so muss man auch in der Schule bei der *Stimme* beginnen: „eine Stimme haben“ und „Gehör finden“. Vielleicht ist es ein naives Ziel, eines, das unsere Schule, so eingewachsen wie sie ist in problematische Ursprünge und Traditionen, gar nicht zulässt – oder: gar nicht zulassen *will*. Aber halten wir mal trotzdem daran fest. Dann wäre es wichtig, dass man *Sender, Empfänger* und *Medium* zusammenbringt: also *Stimme, Hören* – wie lerne ich hören? – und das *Medium* dazwischen. [...]

### **Kurtz**

Mein Ansatz in der Stimmbildung und mein Zugang in der Vermittlung ist vor allem auch, dass die Leute etwas Neues erfahren, auch über sich selbst. Meine Erfahrung ist, dass nicht eine große Theorie Zugänge zum Thema eröffnet, sondern ganz Praktisches, direkt Anwendbares.<sup>3</sup> Ich arbeite daher mit Sprachproben und -aufnahmen: Die Studierenden nehmen sich selbst als Sprechende auf und bekommen dann eine (Mini-)Analyse, ein Feedback zu ihrer Stimme. Das ist natürlich auch eine Übung zur Eigenwahrnehmung ... und die ist anfangs meistens recht dürftig, typischerweise z.B.: „Meine Stimme ist eigentlich eh’ ganz normal.“ Doch jede Stimme ist besonders und individuell, hat eigentümliche klangliche Eigenschaften. Studierende sagen dann oft: „Also das hat mir noch nie jemand zu meiner Stimme gesagt!“

Man stößt auch auf andere Schwierigkeiten: Bei der Beschreibung von Hörerlebnissen und -eindrücken fehlt oft schlicht das Vokabular, um Phänomene zu beschreiben; man kommt da – übrigens auch als Stimmbildner:in – schnell an seine sprachlichen Grenzen.

[...]

Eine andere Übung, die ich mit Studierenden mache, ist Vorlesen – und zwar mit verschiedenen Texten und Textgattungen. Es ist übrigens gar nicht so leicht, dass sich jemand meldet, wenn man sagt: „So, wir brauchen jetzt jemanden, der vorliest – und das nehmen wir auch auf!“

### **Androsch**

Kannst Du uns ein paar Begriffe erläutern, die ihr bei der Stimmbildung verwendet? Früher hast Du schon kurz die *Impedanz* erklärt – gibt es sonst noch ganz grundlegende Begriffe?

---

<sup>2</sup> Siehe dazu das *Hörstadt*-Gespräch „Lernen ohne Lärm“ (23.8.2021) mit Eva Fehringer, Direktorin der Neuen Mittelschule 1 Schwanenstadt, und Umweltsystemwissenschaftlerin Denise Sprung vom Umwelt-Bildungs-Zentrum Steiermark (UBZ) sowie Margit Knipp und Peter Androsch unter <https://www.dorftv.at/video/36133>.

<sup>3</sup> Siehe dazu *Kurtz*, Birgit: Der Lehrberuf – Extremsport für die Stimme, in: *Musikerziehung* 73/1 (2020), 22–25.



### **Kurtz**

Ganz wichtig ist die *Indifferenz(lage)*. Die Indifferenz der (eigenen) Stimme ist die Sprechtonlage – die normale Range ist hier nur ca. eine Quart; und in diesem Zentralraum bewegt man sich, zumindest unter ‚normalen‘ Bedingungen. Und diese Lage muss man auch wiederfinden können, wenn man z.B. merkt, dass man beim Sprechen nervös wird oder – damit meist verknüpft – zu schnell, zu hoch, zu laut. Noch einmal eine zentrale Position in diesem Raum ist der *indifferente Sprechton*. Um den bewege ich mich. Bei mir ist es z.B. das kleine b. Das ist im mittleren Bereich, denn der indifferente Sprechton ist selbst bei Frauen kaum je höher als c1.

Im Sprechtraining geht es zunächst ganz stark darum diesen Raum – und darin diesen jeweils individuellen indifferenten Sprechton – zu finden. Da nämlich kann ich stimmlich *ausdauernd* agieren; und dorthin muss ich auch zurückfinden (können), wenn ich diesen Ton bzw. den Raum zu verlassen beginne. Wir tendieren z.B. automatisch dazu, höher zu werden, wenn wir lauter werden wollen (oder müssen). Aber was passiert genauso automatisch, wenn wir länger höher reden als normal? Es wird anstrengend, die Stimme ermüdet, die ganze Sprechsituation wird belastend – man kriegt also Schwierigkeiten.

Ein typisches Phänomen lässt sich bei Lärm beobachten: Spricht man ‚über‘ Lärm, so schaltet sich die Selbstwahrnehmung größtenteils aus – und damit verliert man die gute Selbsteinschätzung beim Sprechen. Das Korrektiv, das normalerweise greift, schaltet bei Lärm sozusagen ab. Und klar muss man sich – im Blick auf die Belastung der Stimme – auch machen, dass ich, um Lärm ‚überreden‘ zu können, ca. 10 dB über diesem Lärm sein muss.<sup>4</sup> Oder konkret gesagt: Wenn ich eine laute Schulklasse ‚überreden‘ will, muss ich etwa so laut werden wie ein Zug oder eine Hauptverkehrsstraße in 50 Meter Entfernung!

### **Androsch**

Also ist Stimmbildung auch die Erarbeitung einer Art von Selbstkontrolle?

### **Kurtz**

Absolut! Denn der Verlust der kontrollierten Stimme hat auf Sprecher:innen und Hörer:innen Auswirkungen. Wieder mit Blick auf die Schulsituation: Sind Kinder über längere Zeit einer schlecht geführten, ‚unkontrollierten‘ Stimme ausgesetzt, dann wirkt sich das auf den unterschiedlichsten Ebenen aus: Auf die Konzentrationsfähigkeit, auf die Verarbeitungsfähigkeit, auf das Begreifen ... Im pädagogischen Bereich steht die Stimme also in einem direkten Zusammenhang mit *Lernerfolg* – und *Lehrerfolg*.

### **Androsch**

Vor diesem Hintergrund möchte ich etwas erzählen: Vor etwa 10 Jahren habe ich mit Studierenden die Ausstellung „Fliegende Klassenzimmer. Eine

---

<sup>4</sup> Das bedeutet (gefühlte) ungefähr *doppelt* so laut wie der zu ‚übersprechende‘ Lärm.



interaktive Ausstellung über Orte zum Wachsen für alle von 6 bis 99 Jahren“ im Kunsthaus Muerz in Mürzzuschlag besucht. Gestaltet von der Abteilung Architektur der TU Wien, Kurator war Christian Kühn, ging es um innovativen Schulbau. Wir gehen da also durch, schauen uns alles an, über Raumkonzepte und alles Mögliche, und am Ende ist die Verblüffung groß: *Kein einziges Mal* sind Worte wie Stimme, Reden, Schall, Akustik vorgekommen – und dabei ist das ja der Kern der Schule! Offenbar geht man im Planungsvorgang davon aus, Gebäude für stumme und taube Menschen zu machen. Hinterher stellt man verwundert fest: Da sind ja Menschen, die *reden* und *hören*! Und dann wird es teuer. Dabei wäre eine gute akustische Planung selbst gar nicht teuer – teuer ist das akustische Sanieren.

Die zuvor genannte Schule in Schwanenstadt hat das akustische Problem ganz radikal – und günstig – gelöst: Indem im ganzen Gebäude ein harter, reinigbarer Teppichboden verlegt wurde, der sich – wenn er wo beschädigt oder komplett abgenutzt ist – sehr leicht, auch nur an bestimmten einzelnen Stellen, ersetzen lässt. Man kann ihn mit einem Stanley-Messer individuell zuschneiden und schwimmend verlegen. Natürlich wurden auch andere Maßnahmen getroffen, aber das war eine ganz wichtige – und zudem um vieles günstiger als alle anderen Bodenbelagslösungen! Es muss also auch nicht teuer sein.

Wenn also schon bei den Planungen jemand wie Du mitdenken und mitreden könnte – und *Reden* und *Hören* im Mittelpunkt der Überlegungen stünden –, würde man bei Neubauten sicher auch finanziell günstiger fahren, als im Nachhinein festzustellen: Hoppala, die Räume funktionieren nicht, wir müssen akustisch sanieren.

Und in dieser Perspektive wird auch klar, dass *Inklusion* ja nicht nur zu denken ist in Richtung von Menschen bzw. Kindern mit Beeinträchtigungen. Sondern eine richtig verstandene, also umfassende begriffene *Inklusion* muss sich auf alle beziehen. Man müsste also schon in der Lehrer:innenausbildung an den hierfür neuralgischen Punkten ansetzen: Stimmbildung ausbauen; Gruppen, mit denen man arbeitet, verkleinern; und im Idealfall auch noch die Akustik dazu nehmen.

### Kurtz

Der Bedarf ist jedenfalls da, auch in der Sekundarstufen-Ausbildung. Aber das Gesamtsystem der Ausbildungen ist unglaublich schwer zu bewegen: Und dass an der PHDL die Stimmbildung fix in die Primarstufen-Ausbildung gekommen ist, war hauptsächlich auch einem guten Zeitfenster in der Umstellungsphase geschuldet – da gab es die nötige konzeptionelle Offenheit und institutionelle Bereitschaft. Bei der Ausbildung für die Sekundarstufe I (NMS-/AHS-Lehrer:innen) dagegen ist dieses Element im Zuge der Clusterbildung – die war ja auf allen Ebenen eine koordinatorische Mammutaufgabe – ganz rausgefallen. Im Masterstudium (Sekundarstufe II) ist das nur mehr bei Musiklehrer:innen verankert – mit denen lässt sich allerdings sehr gut arbeiten.



Im Bereich der Lehrer:innen-Fortbildungen gibt es bisweilen Angebote, aber meistens ist das eine punktuelle Sache – oder wird (wie in meinem Fall) trotz guter Nachfrage mit dem Argument wieder aus dem Programm genommen, dass man das „ja schon zweimal im Angebot“ hatte. Und Manches scheitert – ebenfalls wieder bei meinen eigenen Fortbildungsangeboten – einfach an organisatorischen oder dienstrechtlichen Vorgaben.

Eine grundsätzliche Schwierigkeit – wie bei allen Dingen, die eigentlich Zeit brauchen – ist dann noch: Wie packe ich das Wichtigste in ein Seminar von ein oder zwei Tagen, so, dass die Leute auch was mitnehmen, dass die Leute das Gefühl haben, etwas Sinnvolles gemacht zu haben? Da kämpft man eben auch mit dem eigenen Anspruch. Gute, nachhaltige Arbeit an der Stimme braucht Zeit – und da kann man mit einem Schnellsiedekurs vergleichsweise wenig bewirken. Natürlich: man sensibilisiert, man öffnet Zugänge – das ist besser als nichts.

Im Zuge des Gesprächs wurde mir jetzt übrigens bewusst, dass ich die Themen *Akustik* und *Raum* in meiner Arbeit bisher nicht explizit (mit-)reflektiert habe ... und das überrascht mich jetzt selbst!

### **Androsch**

Das hat, glaube ich, damit zu tun, dass Hören etwas so Selbstverständliches ist: Wir hören zwar ununterbrochen irgendwas, *dies* und *das*, aber *dass* wir hören, hören wir dabei nicht bzw. nehmen wir nicht bewusst wahr. Das ‚schnelle Hören‘ – etwa: da kommt ein Auto, Achtung! – ist für uns viel wichtiger, als über das Hören selbst nachzudenken. Ist auch klar, denn Hören ist phylogenetisch ein Warnsinn. Über weite Strecken hören wir ganz unbewusst – und dieses unbewusste Hören wird natürlich auch genutzt ... oder ausgenutzt.

### **Kurtz**

Mir fällt auf, dass wir bei der Stimmbildung – ich jedenfalls – immer in eine ganz klare Richtung denken: Was kann *ich* tun? Wie kann *ich* an *mir*, *meiner* Stimme arbeiten, um das Bestmögliche zu erreichen? Aber wir fragen eigentlich gar nicht in die andere Richtung – die Reinhard früher schon angesprochen hat: Was kann oder soll eigentlich der *Raum* tun, damit Kommunikation klappt? Was muss auch von den *Räumen* eingefordert werden dürfen, in denen wir uns bewegen? Natürlich empfehle ich immer, Räume, in denen man z.B. ein Referat halten muss oder einen Vortrag, vorher akustisch auszuprobieren, für sich auszutesten, auch in dem Sinne, um im Raum die Position finden und für sich bestimmen zu können, die individuell am besten passt ...

### **Androsch**

... also durchaus auch eine (Ein-)Übung in Selbstbestimmung!

### **Kurtz**

Ja, auch das ist Stimm- und Sprechbildung!



## Auszüge aus dem Gespräch mit Marcus Mäder

geführt von Peter Androsch und Reinhard Kren  
am 2. Dezember 2021

### Zur Person



Marcus Mäder ist akademischer Rat (PostDoc) am Lehrstuhl für Akustik mobiler Systeme an der Technischen Universität München (TUM) und Geschäftsführer von *Mäder – Beratende Ingenieure* (München).

Er studierte an der Technischen Universität Dresden Maschinenbau (mit Spezialisierung in Angewandter Mechanik) und promovierte 2020 am Lehrstuhl für Akustik mobiler Systeme an der TUM.

Zu den Forschungs- und Arbeitsschwerpunkten von Marcus Mäder gehören u.a. Numerische und experimentelle Mechanik, Raumakustik und Strömungsakustik.

### Gesprächsauszüge<sup>1</sup>

[...]

### **Androsch**

Kannst Du etwas zu Deinem Projekt mit den Frühchen erzählen.

### **Mäder**

Das Projekt begann im Juli 2020. Ich war damals in Wien und wurde über einen Artikel – im *Standard* war es, glaube ich<sup>2</sup> – aufmerksam auf die Publikation „The Sound of Silence“<sup>3</sup>, die sich mit der Akustik in Inkubatoren beschäftigte und der grundsätzlichen Frage, was das für die Sprachentwicklung von frühgeborenen Kindern bedeuten kann.<sup>4</sup>

Ich habe dann die Leiterin der Neonatologie Angelika Berger kontaktiert – und wurde von ihr gleich zu einem Gespräch eingeladen. So bin ich als Techniker, als Ingenieur in die Gruppe der Mediziner:innen gekommen, habe

---

<sup>1</sup> Auslassungen sind durch [...] im Fließtext gekennzeichnet, bei längeren Auslassungen (die meist auch thematisch anders gelagert sind) bildet [...] eine eigene Zeile. (Sinngemäße) Umstellungen des transkribierten Textes zur besseren und flüssigeren Lesbarkeit sind nicht gesondert ausgewiesen (Transkription, Textbearbeitung und Anmerkungen: Reinhard Kren).

<sup>2</sup> Für Frühchen ist der Brutkasten zu laut, in: Der Standard, 20.7.2020, <https://www.derstandard.at/story/2000118867682>.

<sup>3</sup> Bertsch, Matthias u.a.: The „Sound of Silence“ in a Neonatal Intensive Care Unit – Listening to Speech and Music Inside an Incubator, in: *Frontiers in Psychology*, 26.5.2020, <https://doi.org/10.3389/fpsyg.2020.01055>. Zum Projekt *The incubator Experience* siehe auch <https://www.mdw.ac.at/mrm/iasbs/sound-of-silence>.

<sup>4</sup> Sprache wird bereits im Mutterbauch gelernt, in: Der Standard, 31.7.2019, <https://www.derstandard.at/story/2000106850135>; siehe dazu Bartha-Doering, Lisa u.a.: Absence of neural speech discrimination in preterm infants at term-equivalent age, in: *Developmental Cognitive Neuroscience* 39 (October 2019), <https://doi.org/10.1016/j.dcn.2019.100679>.



dort u.a. auch Professor Christoph Reuter (Universitätsprofessor für Systematische Musikwissenschaft, Universität Wien)<sup>5</sup> kennengelernt. So bin ich nun in einem größeren Gespann unterwegs, wo wir versuchen die Akustik der Inkubatoren zu verbessern im Hinblick darauf, eine möglichst natürliche Umgebung für Frühchen herzustellen bzw. die negativen Aspekte der zu lauten oder einfach unnatürlichen Akustik ein Stück weit wieder an die natürliche Umgebung im Mutterleib heranzuführen.

Eben erst, Mitte November 2021, habe ich einen Workshop mit 12 Leuten aus 6 Institutionen gehalten – Kliniken aus Wien, dem Saarland und Hamburg, zusammen mit einem Ingenieurs-Kollegen aus Darmstadt, Vertreter:innen der Musikwissenschaft in Wien und Matthias Bertsch<sup>6</sup> von der mdw.

Aktuell versuchen wir, konkrete Felder und Fragen zu identifizieren: Was hört ein Kind eigentlich im Mutterleib? Wie muss, wie kann ich das bewerten? – Gerade auch im Hinblick auf Wahrnehmung und Sensitivität des Ohres bzw. des Gehörs, das bei Frühchen entwicklungsmäßig ja noch in einem viel früheren Stadium ist, als wenn das Kind ‚planmäßig‘ in der 40. Woche zur Welt kommt ... und natürlich in einem ganz anderen Stadium als bei Erwachsenen. Wenn wir Klänge in der Technik bewerten, dann haben wir zwar unterschiedliche Richtlinien – aber die sind immer am erwachsenen Menschen identifiziert und festgelegt worden. Kann ich also diese Richtlinien hernehmen, um für Frühchen einzuschätzen, ob die Akustik zu leise oder zu laut ist, oder ob die akustische Umgebung gut oder nicht gut ist? Und genau darum geht es ja.

Das sind Fragen, auf die auch die Medizin zurzeit noch keine Antworten hat. Es hat dazu zwar schon früher Überlegungen und Publikationen gegeben, das Fragen werden jetzt aber mit neuer Prägnanz gestellt. Ein riesiges Problem dabei ist, dass wir nicht wissen, *wann* und *wie* die Kinder reagieren – denn man kann sie ja nicht fragen: „Kommst Du mit dieser akustischen Umgebung zurecht, so, dass sich Deine kognitiven Leistungsfähigkeiten in völliger Natürlichkeit entwickeln?“

Und man muss in diesem Bereich natürlich höchst sensible Settings entwickeln, denn alles, was anmaßend gegenüber dem Kindeswohl ist, ist – zurecht! – grundsätzlich verboten bzw. muss jedes Setting vor einer Ethikkommission bestehen. Das ist m.E. auch ein Grund dafür, warum in den letzten Jahren gar nicht so viel gelaufen ist, denn allein schon den Stand der Dinge, den Status Quo zu erheben, ist ungemein schwierig.

Womit befassen wir uns eigentlich? Ist es für das Kind eine *intensivere* Wahrnehmung, wenn es die Sprache der Mutter hört als z.B. die Sprache

---

<sup>5</sup> Siehe <https://musikwissenschaft.univie.ac.at/ueber-uns/team/reuter>, u.a. zum Projekt *The Incubator Experience*.

<sup>6</sup> Leiter des Motion-Emotion-Lab der Abteilung Musikphysiologie an der Universität für Musik und darstellende Kunst Wien (mdw).



der Tante (um zwei vergleichbare weibliche Stimme zu nehmen). Natürlich: das Kind wird die Stimme der Mutter als interne Quelle – da kommt ja die Knochenleitung dazu – *anders* wahrnehmen als eine vergleichbare externe Stimme. Naheliegend die Vermutung, dass da dann auch erste Verbindungen und Beziehungen entstehen, die von einer besonderen Qualität sind: Man weiß, dass das Gehör eines der ersten Sinnesorgane ist, das vollständig entwickelt ist; und man weiß, dass Kinder im Mutterleib z.B. Musik oder Sprache wahrnehmen. Wenn die Kinder *das* wahrnehmen, dann ist es sehr wahrscheinlich, dass sie auch *anderes* intensiv wahrnehmen – den Herzschlag der Mutter zum Beispiel oder auch den *eigenen* Herzschlag.

Auch wenn man als Erwachsener in der Badewanne untertaucht, dauert es nicht lange und man hört seinen eigenen Herzschlag. Das liegt einfach daran, dass der Körper die Wanne in Schwingung versetzt. Ganz was Ähnliches muss auch im Mutterleib vorliegen – das Kind ist also *keinesfalls* in Stille gebettet. Und man hat ja noch andere Schallquellen, die eine ständige akustische Umgebung ergeben, z.B. Verdauungsgeräusche oder Blutflussgeräusche in den Adern.

Auf einer anderen Ebene ist das relevant: Ich denke, wenn ich komplexe Gedanken führe, dann tue ich das in *meiner eigenen* Sprache; ich habe also eine *innere Stimme*, mit der ich komplexe Gedanken führe. Das heißt, meine Sprache ist eine direkte Rückkopplung an meine Gedanken. Ich muss also zunächst eine Sprache lernen, um komplexe Gedanken überhaupt formulieren zu können.

### **Androsch**

Ich habe bisher auch immer ganz ähnlich argumentiert, aber vor einiger Zeit hat ein klinischer Linguist, Daniel Holzinger, der u.a. die Sprachentwicklung gehörloser Kinder begleitet, bei einem *Hörstadt*-Gespräch<sup>7</sup> das ein wenig zu rechtgerückt, eigentlich zurückgewiesen.

Entspinnen hat sich die Diskussion an der Beobachtung, dass blinde Menschen in allen Bereichen intellektuelle Höchstleistungen vollbringen, bei Gehörlosen das aber signifikant weniger zu beobachten ist bzw. nur mit unglaublichem Aufwand einholbar ist ... jedenfalls gefühlt – ohne das im Detail empirisch abgesichert zu haben – höchst selten.<sup>8</sup> Ich habe mir das immer damit erklärt, dass Denken inneres Sprechen sei, also letztlich: inneres Hö-

---

<sup>7</sup> *Hörstadt*-Gespräch „Kindliche Sprachentwicklung“ (11.5.2021) mit Daniel Holzinger, Leiter des Zentrums für Kommunikation und Sprache der Barmherzigen Brüder Linz, Margit Knipp und Peter Androsch unter <https://www.dorftv.at/video/35651>.

<sup>8</sup> Zu konsultieren wären hier Erhebungen darüber, wie sich der Unterschied gestaltet zwischen Kindern, deren Gehörlosigkeit während oder am Ende des Spracherwerbs eintritt, und solchen, die von Geburt an gehörlos sind. Gibt es hier signifikante Unterschiede in der weiteren Entwicklung? Lässt sich daraus ableiten, dass die ‚primäre Fundierung‘ im Akustischen, gegebenenfalls insbesondere auch für das abstrakte Denken, *der* oder ein ganz entscheidender Faktor ist? Und was bedeutet das für den Erwerb der Lesefähigkeit? Anzunehmen wäre, dass eine entwickelte Lese- und Leseverständnisfähigkeit *ebenso* zu höchst elaboriertem, abstraktem Denken befähigt.



ren. Daniel Holzinger bezweifelt das, weil er Erfahrungen mit einer hochkomplexen Zeichensprache hat. Er sieht das Problem darin, dass die Zeichensprache nur nicht ausreichend entwickelt ist; und so sei eben nicht das *innere Hören* die Voraussetzung für intellektuelles Denken.

### **Mäder**

Das ist interessant, trifft sich aber in einem Punkt mit meiner Vorstellung: komplexes Denken bedarf einer komplexen Sprache – die Form dieser Sprache und wie diese wahrgenommen wird kann vielfältig sein; es muss also nicht zwingend eine komplexe *gesprochene* Sprache das Medium komplexen Denkens sein. Wichtig scheinen mir die Kombinationsmöglichkeiten, mit denen bzw. in denen ich gedanklich arbeiten kann. Worin diese Kombinationsmöglichkeiten einen Ausdruck finden, kann ja auch etwas sein, das visuell wahrgenommen wird.

### **Androsch**

Kannst Du aber noch mal was zu der Beobachtung sagen, dass eine Geschichte als Frühchen etwas mit dem Spracherwerb und der Sprachkompetenz zu tun hat?

### **Mäder**

Ich würde es so formulieren: Es gibt direkte Zusammenhänge von Defiziten bei der Sprachdiskriminierung und Sprachverständlichkeit und der Tatsache, dass Kinder die ersten Lebenswochen im Inkubator verbracht haben. Beim Vergleich von Kohorten (Inkubator-Kinder und Nicht-Inkubator-Kinder) stellt man fest, dass im Alter von 3 Jahren bis zu 50 % der Inkubator-Kinder mit der Sprachdiskriminierung und -verständlichkeit Probleme haben und somit in der Sprachentwicklung behindert sind.

Angesichts dessen muss man schon auch eine verantwortungsethische Frage stellen: Allein damit, dass man Kinder ‚durchbringt‘, dass man – was ja die Aufgabe der Medizin ist – das Leben erhält, ist es eben nicht getan, wenn 50 % der Kinder aufgrund dieses ärztlichen Handelns eine Art der Behinderung oder Beeinträchtigung haben, und zwar mit allen sich daran knüpfenden Probleme im sozialen Gefüge und auf kognitiver Ebene. Zu meiner Verantwortung gehört es auch zu fragen: Was mache ich mit diesen Kindern, wie unterstütze ich sie bestmöglich? – Es braucht dann ja Nachbetreuung, verschiedene Unterstützungsangebote, Logopäd:innen usw. Es ist damit aber freilich nicht nur ein schöner ethischer Gedanke verbunden, sondern wir müssen auch von den handfesten medizinischen und finanziellen Fragen reden, die damit verknüpft sind.

### **Androsch**

Bei Untersuchungen zum Stichwort „Armut lebt im Lärm“ zeigt sich ebenfalls, dass Kinder, die im Lärm aufwachsen, Schwierigkeiten mit der Sprachdiskriminierung haben – dass sie also nicht *hören* lernen.



Das eigentliche Hörorgan ist ja das Gehirn, nicht das Ohr. Die Frage, wie Kinder im Mutterleib hören, wie sich also die Bildung des Gehörs ontogenetisch vollzieht, ist höchst interessant. Und da gibt es auch in der Kulturtheorie wunderbare Ansätze und geradezu philosophische Überlegungen, z.B. die Idee, dass das Zeitempfinden aus dem Rhythmusunterschied von eigenem Herzschlag und Herzschlag der Mutter entsteht – und diese basale Differenzierung auch Grundlage jeder Beziehung von *Ich* und *Du* ist. Und dann denke ich daran, dass der zwangsweise Aufenthalt in einem reflexionsarmen Raum (Camera silens) als weiße Folter gilt, denn solcherart völlig zurückgeworfen auf sich selbst – man hört nur mehr die eigenen Körpergeräusche – wird man schlicht wahnsinnig: Beraubt um die Sphäre der Akustik kann keine *Beziehung* hergestellt werden, wir sind dann *dieses* Fensters zur Welt beraubt. Der Sehsinn allein ist da offenbar nicht genug.

### Mäder

Im Forschungskonsortium haben wir mehrere erste (Teil-)Projekte definiert, z.B. die Hörkurve eines Frühchens auszumessen. Dafür gibt es am AKH Wien mittlerweile die technischen Voraussetzungen. Dann planen wir eine Schallfeldrekonstruktion im Mutterleib – weil man für diese Messungen natürlich nicht das Wohl der Mutter und des Kindes durch die Einbringung von Mikrofonen gefährden kann, braucht man andere Ideen: Wie kann ich die Schallausbreitung mathematisch modellieren? Man bringt Mikrophone an der Bauchoberfläche an und macht eine Vielzahl von Messungen, die erlauben, rückzurechnen, was das Ohr des Kindes gehört haben muss ...

### Androsch

... oder das *Hirn!* Ich bin Messungen gegenüber sehr skeptisch, denn was am Ohr ankommt, sagt noch nicht viel darüber aus, was sich im Gehirn dazu abspielt. Da scheinen mir die Überlegungen der Konstruktivisten, etwa die Forschungen Heinz von Foerstens, zielführender: Wie erfinden wir die Welt im Gehirn? Messungen, wie gesagt, sind für mich ein heikles Gebiet.

### Kren

Die Grundwahrnehmung, dass es Probleme bei Frühchen gibt – bzw. eine Häufung von Kindern mit diesen spezifischen Defiziten, denn die Liste gesundheitlicher (Folge-)Probleme von Frühchen ist ja grundsätzlich schon sehr lang –, kam aber aus der Medizin selbst, oder? Das wurde nicht von außen angeregt, z.B. in dem Sinne, dass mal jemand sagte oder beobachtete: „Wow, da ist es aber laut beim Inkubator!“

### Mäder

Nein, das kam aus der Medizin selbst. Man hat, wie Du sagst, eine Häufung spezifischer Probleme in der Sprachentwicklung gesehen, die man erklären wollte. Es gibt ja z.B. auch Medikamente, die das Gehör von Frühchen schädigen können.



Freilich spielten auch Erfahrungen aus dem Alltag eine Rolle: Da kommt eine Ärztin oder eine Schwester auf die Station, legt ihr Handy auf den Inkubator. Wenn ein Anruf kommt, vibriert das am Inkubator. Das ist akustisch eigentlich der Worst Case, der passieren kann, denn der Inkubator stellt einen Resonanzraum dar, in dem sich stehende Wellen ausbilden – und das Kind liegt mitten drin!

Wir haben mal den üblichen Betrieb in diesem Umfeld gemessen, also das, was man hier normalerweise macht, wenn man also ganz normal redet, die üblichen Verrichtungen vornimmt usw. Da haben wir gesehen, dass im Inkubator Spitzenpegel von 100 dB erreicht werden. Nun sind das natürlich Spitzenwerte; aber die American Academy of Pediatrics (AAP) empfiehlt einen Dauerpegel von etwa 45 dB – und dieser Pegel wird in allen Studien, die es dazu gibt, übertroffen.<sup>9</sup> Der übliche Dauerpegel ist 50, 60, 70 dB, je nachdem, wie das Setting ist, wie groß die Abteilungen sind, wie viele Leute dort arbeiten usw. Jedenfalls sind wir weit über dem, was die medizinische Wissenschaft zurzeit als vertretbar ansieht.

### Kren

Und es ist insbesondere der Inkubator, der als Verstärker fungiert? Und *außerhalb* des Inkubators wäre es vertretbar?

### Mäder

Das ist noch nicht ganz klar, denn es ist gar nicht so einfach, Quellen zu separieren und diese dann – tragfähig und belegbar – mit konkreten Folgen zu verknüpfen. Wie kann ich z.B. den Einfluss eines vibrierenden Handys auf die Beeinträchtigung der Sprachentwicklung beziehen oder zurückrechnen?

Ganz praktisch geschildert: Die extremen Frühchen, z.B. mit 24 Wochen, sind so groß wie eine Handfläche – und müssen intensivmedizinisch betreut werden; da müssen Zugänge gelegt werden, da wird beatmet usw. Allein das Beatmungsgerät – ganz jenseits der *akustischen* Belastung – übt einen sehr hohen Druck auf die Lunge aus, damit aber auch auf die Eustachische Röhre und in Folge auf das Innenohr ... Es gibt also eine Vielzahl von komplexen, kombinierten Maßnahmen, die während der Behandlung stattfinden. Und es gilt zunächst mal, dieses Gesamtsystem in einzelne Elemente aufzudröseln, diese auch in ihrer je (störenden) Wirkung zu identifizieren. Was man heute sicher sagen kann, ist: Wäre die Umgebung so natürlich wie möglich, dann wäre auch die Entwicklung am wenigsten gestört. ‚Natürlich‘ meint also: den Mutterleib.

Wobei es auch dort, wie schon gesagt, akustische Einflüsse gibt – aber eben von einer ganz eigenen Qualität. Für mich ist der ausschlaggebende

---

<sup>9</sup> In der „Sound of Silence“-Studie (wie oben, Anm. 3) heißt es: „Premature babies are constantly exposed to light and noise, and even if the American Academy of Pediatrics (AAP) (1997) suggests that the noise level should be less than or equal to 45 dB during the day and 35 dB during the night [...] several studies have shown that the noise level within a neonatal intensive care unit (NICU) is much higher than recommended.“



Punkt der Moment der Geburt: Bis dahin sind die Ohren ja mit Wasser gefüllt. Wenn man davon ausgeht, dass Sinnesreize in diesem frühen Entwicklungsstadium dafür notwendig sind, wie die Synapsen sich verbinden, verketteten und ausbilden, dann *muss* es eine Auswirkung haben, wenn man in den natürlichen, auch zeitlichen Verlauf einen Cut macht: wenn sich also z.B. in der 25. Woche die akustische Umgebung schlagartig – und vorzeitig – komplett ändert. Da wirken plötzlich ganz andere Reize auf das sich entwickelnde Gehirn ein, die nicht dem Entwicklungsverlauf bis dahin entsprechen. Ich sage zunächst gar nicht, dass das gut oder schlecht, das neue Umfeld nun zu laut oder zu leise ist, sondern: es ist vom natürlichen Entwicklungsprozess her gesehen *anders*.

### **Androsch**

Im Mutterleib – im Fruchtwasser – ist Schall ja auch fünf Mal schneller als in der Luft.

### **Mäder**

Das Spektrum jedenfalls verschiebt sich; das Wasser um den Kopf des Kindes ist wie ein Filter – manche Frequenzen werden verstärkt, manche wahrscheinlich abgeschwächt.

Einen größeren Effekt haben wohl Haut, Gewebe und Knochen, die eine ganz eigene Dämpfung bzw. Übertragung bewirken. Und das andere ist: für das Kind im Mutterleib gibt es nur *eine* Realität, diese *eine* Wahrheit – dass die Akustik, auch die Schallausdehnung eine andere ist als für uns, ist für das Kind in dieser Entwicklungsphase vermutlich irrelevant. Es gibt ja einfach auch noch keine Differenzierung.

### **Kren**

Die stellt dann erst das – salopp gesagt – ‚Schockerlebnis‘ der Geburt dar?

### **Mäder**

In dem Sinne, dass es die erste Differenzierung ist – es dann ein Vorher und ein Nachher gibt.

In dem Zusammenhang habe ich folgende Überlegungen, die aber (noch) nicht wissenschaftlich abgesichert sind: Ich kann mir vorstellen, dass im Bereich 25. bis 40. Woche im Mutterleib Entwicklungsschritte vollzogen werden, auch auf kognitiver Ebene, damit die Geburt als einschneidendes Erlebnis auch mit Blick auf die kognitive Leistungsfähigkeit kein Problem darstellt, also vom Kind verkraftet und verarbeitet werden können. Eine Vermutung ist also, dass durch einen frühen, unzeitgemäßen ‚Schock‘ die nach unserem Verständnis nach natürliche Entwicklung gestört wird. Meine zweite Vermutung ist: für uns stellt sich die (Sprach-)Entwicklung als normal ja nur deshalb dar, weil eben die Geburt mit der 40. Woche das Normale ist. Würde, wenn alle Kinder mit 24 Wochen geboren werden, man nach ein paar Generationen überhaupt noch einen Unterschied merken? Vielleicht läuft ja die sprachliche und kognitive Entwicklung nur deshalb, wie sie läuft, *weil* wir in



der 40 Woche geboren werden. Oder vom anderen Ende gedacht: Wie würde wohl die normale (Sprach-)Entwicklung aussehen, wenn Menschen mit 50 oder 60 Wochen geboren werden?

### **Androsch**

Ich finde jedenfalls bemerkenswert, dass das Projekt aus der Medizin, aus dem Krankenhaus selbst kommt – denn da muss es dann ja eine *sehr* signifikante Häufung von Fällen geben, dass das wem aufgefallen ist. Aber das war noch vor Deiner Zeit in diesem Projekt.

### **Mäder**

Im konkreten Projekt stehen wir auch noch ganz am Anfang – nicht nur im Findungsprozess betreffs Fragen und Themen, auch was den Personenkreis, das Setting und die Organisation des Konsortiums betrifft. Weil ich hier ein sehr großes Potenzial und weitreichende Möglichkeiten für Forschungen sehe, bemühe ich mich auch, eine koordinierende Rolle einzunehmen, denn ich würde es gerne als einen meiner Forschungszweige definieren.

Um noch einmal auf den aktuellen Wissensstand zurückzukommen: wir haben Vorarbeiten von Mediziner:innen aus Hamburg, dem Saarland und Wien und wissen daher z.B. konkret, dass Frühchen sich erschrecken, dass sie etwa bei lauten Geräuschen Stressreaktionen zeigen. Im AKH Wien hat man Methoden gefunden, das ganz zweifelsfrei festzustellen.

### **Androsch**

Könnte man da auch (Untersuchungs-)Methoden nutzen, wie sie in der Therapie von traumatisierten Kindern angewendet werden? – Ein Bereich, wo Fragen stellen ja vielfach ebenfalls keine Möglichkeit ist.

### **Mäder**

Das kann ich nicht sagen. Bei der am AKH Wien angewandten Methode wird nach meinem Verständnis nach der Sauerstoffverbrauch im Hirn gemessen – und der lässt sich auf Stress beziehen. Aber ich muss gestehen, dass ich hierfür kein Experte bin und die Kolleg:innen die entsprechenden Hintergründe besser erklären können. Sicher sind bewusste und unbewusste Wahrnehmungen auch noch mal zu bedenken. Jetzt aber geht es mal darum, überhaupt *Reaktionen valide* belegen zu können.

### **Androsch**

Welche Disziplinen sind am Projekt beteiligt?

### **Mäder**

Die Musikwissenschaft der Universität Wien, Matthias Bertsch von der mdw, ein weiterer Techniker von der TU Darmstadt und Mediziner:innen vom Klinikum Hamburg-Eppendorf, vom AKH Wien (mit der Medizinuni) und dem Universitätsklinikum Saarland.<sup>10</sup> Wahrscheinlich werden auch Leute aus

---

<sup>10</sup> In der „Sound of Silence“-Studie (wie oben, Anm. 3) sind genannt: Matthias Bertsch (Department of Music Physiology, University of Music and Performing Arts Vienna, Vienna, Austria),



Frankreich oder Italien dazukommen, was und dann auch Anträge auf europäischer Ebene eröffnet. Und angesichts der potenziellen Größe des Projekts und im Blick auf weitere internationale Vernetzungen wird das nicht unwichtig sein. Wenn ich im März 2022 als Akademischer Rat an die TUM zurückkehre, werde ich mich zudem bemühen, das Projekt hier auch institutionell zu verorten. Das hätte natürlich auf mehreren Ebenen Vorteile, auch forschungsstrategisch. Ja, und einen guten Namen für das Projekt brauchen wir auch noch!

### Kren

Ich finde auch ganz wichtig, dass in diesem Projekt die ethische, die verantwortungsethische Dimension ganz integral mitgedacht ist. Das sehe ich auch an Deinen Publikationen oder zuletzt beim Vortrag auf der DAGA 2021<sup>11</sup> in Wien mit Monika Gatt, dass Du das immer mithereinnimmst.

### Mäder

Beim DAGA-Vortrag habe ich unterschieden zwischen Gesinnungsethik und Verantwortungsethik – beides hat eigene Probleme. Die gegebenenfalls *völlige Ausblendung* der Folgen meines Handelns bei der Gesinnungsethik ist ja offensichtlich problematisch; aber auch die Abschätzung der Handlungsfolgen in der Verantwortungsethik birgt Schwierigkeiten: Wo ziehe ich die zeitliche Grenze bei der Folgenabschätzung? Wie weit lässt man die Beobachtung der Folgen laufen? Und was kann ich dann auch (noch) konkret auf diese oder jene Ursache zurückführen?

Bei der Tagung wollte ich aber in aller Deutlichkeit über eine bloße Gesinnungsethik hinausgehen, wollte fragen, was machen wir mit den Folgen unseres Handelns, wie akzeptieren wir – und das „Wir“ muss nicht zuletzt auch die Eltern miteinschließen –, dass bis zu 50 % der Frühchen diese Defizite aufweisen? Wir können da nicht beim Inkubator stehen bleiben – sondern das sind Folgen, mit denen man ebenfalls umgehen muss. Es sind wirklich gesellschaftliche Fragestellungen, die auch gesellschaftliche Entscheidungen erfordern: Ja, wir bringen diese Kinder zu Welt. Zu diesem „Ja“ muss dann aber auch gehören: wir kümmern uns in allen Bereichen darum, dass die Kinder bestmöglich betreut werden und so ihre Potenziale entfalten können. Das sind schwere Fragen, auch unangenehme Fragen – aber sie müssen gestellt werden. Da müssen wir uns klar positionieren.

---

Christoph Reuter und Isabella Czedik-Eysenberg (Musicological Department, University of Vienna, Vienna, Austria) sowie Angelika Berger, Monika Olischar, Lisa Bartha-Doering und Vito Giordano (Department of Pediatrics and Adolescent Medicine, Division of Neonatology, Pediatric Intensive Care and Neuropediatrics, Comprehensive Center for Pediatrics, Medical University of Vienna, Vienna, Austria).

<sup>11</sup> Die DAGA 2021, die 47. Deutsche Jahrestagung für Akustik der Deutschen Gesellschaft für Akustik e.V. (DEGA) fand vom 15. bis 18. August 2021 in Wien statt.



## Auszüge aus dem Gespräch mit Thomas Mohrs

geführt von Peter Androsch und Reinhard Kren  
am 2. November 2021

### Zur Person



Thomas Mohrs ist Professor mit den Schwerpunkten Ethik und Politische Bildung an der Pädagogischen Hochschule Oberösterreich (PH OÖ) in Linz und Leiter des Zentrums für Persönlichkeitsbildung und Begabungsförderung ebenda. Zuvor war der habilitierte Philosoph u.a. Oberassistent am Lehrstuhl für Philosophie der Universität Passau.

Seine Arbeitsschwerpunkte in Forschung und Lehre umfassen Politische Bildung, Ethik, Globales Lernen und Bildung für nachhaltige Entwicklung. Im Rahmen des „Philosophikums“ organisiert und kuratiert Thomas Mohrs Veranstaltungen zu bildungspolitischen Fragestellungen (in Kooperation mit der Österreichischen Hochschüler:innenschaft an der PH OÖ).

### Gesprächsauszüge<sup>1</sup>

[...]

#### **Androsch**

Das Wichtigste an der Schule ist doch *Reden und Hören* – geredet wird beim Thema Schule über vieles anderes, nur nicht darüber.

#### **Mohrs**

Reden und Hören sind wichtig – aber auch die Ruhe ... oder genauer gesagt: die *reklamierte Ruhe*. Diese reklamierte Ruhe, nämlich dass Kinder, von der Volksschule an, täglich für 4 oder 5 Stunden am Stück ruhig sein und vor allem auch stillsitzen sollen, diese *Ruhe* oder *Ruhigstellung* ist problematisch. Denn das ist – in meiner Wahrnehmung – unter Anführungszeichen gesagt einfach nicht ‚artgerecht‘. Und zwar gerade im Hinblick auf den eigentlichen Hauptzweck der Schule: lernen.

#### **Androsch**

Den Vorwurf an die Jugend, dass sie laut ist und Lärm verursacht, gibt es ja schon seit der Antike: Laut sind *immer* die Jungen! Ich betone immer wieder, dass hier ja etwas Anderes mit ins Spiel kommt: Dass nämlich Akustik, also auch „Lärm“, immer etwas mit Raum zu tun hat. Will man auf sich aufmerksam machen, sich ‚Raum verschaffen‘, dann geschieht das ganz vorwiegend über Schall in verschiedenen Formen: über Lautsprecher im Park, auffri-

---

<sup>1</sup> Auslassungen sind durch [...] im Fließtext gekennzeichnet, bei längeren Auslassungen (die meist auch thematisch anders gelagert sind) bildet [...] eine eigene Zeile. (Sinngemäße) Umstellungen des transkribierten Textes zur besseren und flüssigeren Lesbarkeit sind nicht gesondert ausgewiesen (Transkription, Textbearbeitung und Anmerkungen: Reinhard Kren).



sierte Mopeds, getunte Autos. Man nimmt sich so einen – jedem zustehenden – Teil des öffentlichen Raumes. Das macht im Übrigen auch die Kirche, indem sie uns täglich mit Glockengeläute beschallt. Wobei hierzu selten bis kaum Unmut geäußert wird.

### **Mohrs**

Das Laut-Sein hat aber auch schlicht evolutionsbiologische Gründe – gerade bei Männern. Wenn wir das ganz runterbrechen: Auch beim Menschen herrscht in der Reproduktion – kurz gesagt – Damenwahl. Männer müssen Aufmerksamkeit erregen beim weiblichen Geschlecht. Und mit Lärm, mit Laut-Sein erregt man nun mal Aufmerksamkeit.

[...]

### **Androsch**

Kommen wir auf die Schule zurück. Ich möchte mit einem Beispiel beginnen: Beim Neubau der Mittelschule in Schwanenstadt waren schon im Planungsprozess alle die eingebunden, die dann die Schule nutzen, auch und gerade beim Entwickeln der akustischen Situationen: Es wurden z.B. Zonen und Oasen vorgesehen der Ruhe und der Aktivität; es gibt also auch Bereiche, wo die Kinder ihre Energien ausagieren können, wo man laut und wild sein *darf*. Möglich war das u.a., weil man [...] sich für einen Architekten entschied, der in unmittelbarer Nähe zur Schule wohnt: Der musste also *wirklich* auf die Nutzer:innen hören und bleibt weiterhin in deren Kontext präsent – und konnte nicht einfach eine Schule planen und sich dann auf Nimmerwiedersehen oder besser: Nimmerwiederhören verabschieden.<sup>2</sup>

Eine zweite Beobachtung: Es kommt in der Schule, aber auch generell in Kommunikationssituationen nicht so sehr darauf an *was* wir sagen, sondern *wie* wir es sagen. Wir nehmen ja nur einen ziemlich geringen Teil des Gehörten, vielleicht 20 %, bewusst inhaltlich wahr; das allermeiste läuft über das *Wie*: *Wie* spricht man, auf wen *hin*, in *wessen Richtung* ... und *wie* wird der Einzelne überhaupt hörbar? Und hier ergibt sich die Brücke zur *Inklusiven Akustik* im Bereich der Schule, aber auch darüber hinaus: Man muss eine viel größere Aufmerksamkeit darauf richten, einem möglichst großen Teil der Bevölkerung das Teilnehmen zu ermöglichen – also gesellschaftliche Teilhabe. Und die Möglichkeiten, die man dazu an die Hand geben kann und muss, sind zu einem großen Teil *akustische* Möglichkeiten bzw. *akustische Bedingungen*.

### **Mohrs**

Das verbinde ich ganz stark mit Demokratieerziehung: Jemandem die Stimme geben, jemanden partizipieren lassen. Und das sehe ich mit Bezug auf Schule wieder ganz kritisch: Denn wo wird Schüler:innen eine Stimme

---

<sup>2</sup> Siehe dazu das *Hörstadt*-Gespräch „Lernen ohne Lärm“ (23.8.2021) mit Eva Fehringer, Direktorin der Neuen Mittelschule 1 Schwanenstadt, und Umweltsystemwissenschaftlerin Denise Sprung vom Umwelt-Bildungs-Zentrum Steiermark (UBZ) sowie Margit Knipp und Peter Androsch unter <https://www.dorftv.at/video/36133>.



gegeben, wo gibt es den Spielraum, wo gibt es die Räume, in denen Kinder und Jugendliche ihre Beiträge, ihre Sichtweise, ihre Wahrnehmungen und Bedürfnisse frei artikulieren können? – Und vor allem: Wo werden diese Beiträge gehört? Da sehe ich in unserem (Schul-)System ganz große Defizite, denn wie am Anfang gesagt: Hier haben Kinder still zu sein!

[...]

### **Androsch**

[...] Wenn man Demokratie und demokratische Teilhabe so begreift, und am besten ist es, wenn man sie ganz basal begreift, dass man da – beim Mund – was rausschickt und da – beim Ohr – was reinschickt und dass an dem alle teilnehmen können sollen, und zwar im Austausch mit jedem anderen Element der Gesellschaft, dann frage ich mich: Wo ist diese Bedingung in der Schule gegeben, auch nur in Ansätzen? Österreich nennt sich zwar einen demokratischen Staat, aber die meisten, die in der Schule und im System Schule beschäftigt sind, haben eigentlich gar nichts zu reden: Kinder nicht, Eltern kaum – auch Lehrer:innen eigentlich wenig. Was soll man hier noch verbessern, was lässt sich da noch retten? Muss das Schulsystem nicht von Grund auf neu begründet werden?

### **Mohrs**

Ich bin eingeladen, bei der „Jahrestagung zur Menschenrechtsbildung 2021: Menschenrechte zwischen Anspruch und Wirklichkeit – Theorie und Praxis der Menschenrechtsbildung“ den Key Note-Vortrag zu halten: Und dem habe ich den Titel „Schule *oder* Menschenrechte“ gegeben. Das *oder* verrät es ja schon: Meines Erachtens ist das System eigentlich nicht reformierbar.<sup>3</sup>

[...]

Nur muss man da noch was dazusagen: Es ist offenbar auch gar *nicht gewünscht*, dass man das System tiefgreifend umgestaltet. Ein bezeichnendes Beispiel: Vor einigen Jahren sollte ich für das Magazin der Pädagogischen Hochschule Linz ein schriftliches Interview geben zum Thema Demokratieerziehung. Ich habe der Redakteurin gesagt: O.K., mache ich – aber Du weißt: Es wird sehr kritisch werden. Da hieß es noch: Genau deshalb habe ich Dich ja angefragt! Ich [...] reiche den Text ein, erhalte die Rückmeldung: alles ganz wunderbar [...] – und dann: Schweigen. [...] Nach einiger Zeit frage ich nach ... und nach einigem Rumdrucksen hieß es: Ja, also nach interner Rücksprache [...] habe man entschieden, dass es *zu* kritisch sei. Also sorry: wenn schon im Magazin einer Pädagogischen (!) Hochschule zum Thema Demokratieerziehung die freie Meinungsäußerung abgewürgt wird ...

---

<sup>3</sup> Die Tagung fand am 1. und 2. Dezember 2021 in Wien statt. Im Kurzbericht zur Tagung auf der Projekthomepage heißt es u.a., Mohrs stellte „spezifische Überlegungen zu einem aus seiner Sicht fragwürdigen System an, die anschließend von den Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Tagung kritisch reflektiert und gemeinsam mit dem Vortragenden lebhaft diskutiert wurden.“ Siehe <https://komm.phwien.ac.at/mrb2021>.



Bezeichnend auch das Nachspiel: Ich habe den Text dann mit allen meinen Studierenden diskutiert und auch ca. 80 Kolleg:innen an der Hochschule und anderen Bildungseinrichtungen geschickt. Durch die Bank war die Rückmeldung: Ja, völlig richtig – Schule ist antidemokratisch, und in einem antidemokratischen System kann man keine Demokratieerziehung machen. Aber ganz oft kam dazu noch die Rückmeldung – und das ist ja eigentlich das Erschütternde –: Völlig klar, dass das nicht abgedruckt wurde!

### **Kren**

Ist es nicht auch erschüttern – und verblüffend zugleich –, dass ganz viele Personen, die im System Schule (und Bildung im weiteren Sinne) beteiligt sind, ganz klare Beobachtungen und Wahrnehmungen haben, was falsch läuft, Beobachtungen, die oft auch schon Lösungen beinhalten: Und trotzdem bewegt sich nichts oder kaum etwas, wird das System offenbar höchstens kosmetisch verändert ...

### **Mohrs**

Vor einigen Jahren hat der ehemalige Steirische Landesschulratspräsident Bernd Schilcher ein Buch über seine jahrzehntelangen Erfahrungen im Schulsystem – und mit der Bildungspolitik – geschrieben.<sup>4</sup> Er macht drei Dinge ganz deutlich: Erstens, dass die Probleme bekannt sind: Wir wissen, *was* falsch läuft; wir wissen zweitens auch, *warum* es falsch läuft; vor allem aber drittens: Wir wissen, *wie* es *besser* laufen kann, u.a. auch aus dem internationalen Vergleich. Und trotzdem: Es ändert sich nichts in diesem Land. *Nichts!*

Sein Schluss ist, dass das am enormen parteipolitischen Einfluss auf die Bildung und auf die Bildungspolitik liegt. Und besonders eine Partei ist hier der große Bremser. – Und das, obwohl alles bekannt ist, die Erkenntnisse und Lösungsansätze bildungswissenschaftlich, entwicklungspsychologisch, aus der Gehirnforschung usw. fundiert sind. Wir wissen, wo die Probleme liegen, aber die Antwort ist: *Stillstand.*

### **Androsch**

Der politische Einfluss geht da ja bis zum einzelnen Lehrer hinunter; und [...] wir kennen alle Beispiele – aber es geht hier nicht um undifferenziertes Lehrer:innen-Bashing –, an denen man zeigen kann, wie wenig für das System offenbar genug ist. [...]

### **Mohrs**

Man muss aber ganz klar sagen – auch wenn es die negativen Beispiele immer gibt –, dass ganz viele Lehrer:innen motiviert sind, selbst unter dem System leiden und unter einem Korsett, das kaum Spielraum lässt. Und die darf man nicht übersehen!

Mich ruft zum Beispiel unlängst eine Lehrerin an und erzählt: Wir haben gar nicht wahrgenommen, dass Corona etwas mit unseren Kindern gemacht

---

<sup>4</sup> Schilcher, Bernd: Bildung nervt! Warum unsere Kinder den Politikern egal sind, Wien 2012.



hat. Die letzten bald 2 Jahre sind ja nicht ohne Wirkung geblieben. Eigentlich brauchen wir den Raum und vor allem auch die Zeit, um mit den Kindern ins Gespräch zu kommen und die Probleme gemeinsam zu bearbeiten – aber nein: Das System verlangt „Business as usual“, verlangt „Leistung“! Sie ist am Rande der Verzweiflung, denn sie kann den Kindern und ihren Bedürfnissen einfach nicht gerecht werden: Die Kinder haben ganz andere Probleme als das, was das System jetzt mit ihnen machen will! Im Buch *Corona in der Seele* von Klaus Koch und Udo Baer geht es darum, wie der Untertitel sagt: was Kindern und Jugendlichen wirklich hilft.<sup>5</sup>

### **Kren**

Dieses „Zurück-ins-alte-System“ – ohne Räume zu eröffnen, in denen über das Nachgedacht wird, was in diesen Jahren und Monaten eigentlich passiert ist und noch passiert –, ist ja, trotz aller anderslautenden Verheißungen und Absichtserklärungen, in praktisch allen Kontexten zu beobachten. Wie oft hörte man denn nicht, gerade am Anfang der Pandemie: Diese Erfahrungen werden dazu führen, wenn schon nicht alles, so doch vieles „ganz anders“ zu machen. Aber schnell ist man wieder im alten Gleis, vielleicht auch froh, nicht zu viel nachdenken zu müssen. Aber: Man produziert mit der Verweigerung einer tiefgehenden Reflexion doch einen gewaltigen Pferdefuß, den man in den kommenden Jahren abbekommen wird ...

### **Mohrs**

... die Art der Reaktion auf Krisen und krisenhafte Erscheinungen, das „Zurück-zum-Alten-so-schnell-wie-möglich“ ist letztlich auch eine anthropologische Gegebenheit, mit Blick in die Geschichte: eine Konstante menschlichen Verhaltens und menschlicher Krisenbewältigung.

### **Androsch**

Kommen wir zur Schule zurück und gehen wir zum Wort *Ver-Antwortung*: also eine konkrete Antwort geben, die nicht nur inhaltlich stichhaltig – und damit tragfähig – ist, sondern auch verbindlich als vertretene Position, zu der und für die derjenige oder diejenige auch steht, der oder die Antworten gibt. Im übertragenen Sinn spielt das übrigens auch in der (Raum-)Akustik eine Rolle, nämlich als verlässliche *Raum-Antwort*, die dem oder der Hörenden vermittels der Akustik Auskunft über die Beschaffenheit eines Raumes – und damit Sicherheit – gibt.

Wird im Bereich Schule *Verantwortung* übernommen, oder anders gesagt: ist Schule auf dem „Prinzip Verantwortung“ aufgebaut, wird es von solchen *Antworten* getragen? Meine persönliche Erfahrung – ich habe zwei schulpflichtige Kinder – und meine Wahrnehmung bei verschiedenen Projekten und Initiativen<sup>6</sup> ist dem ganz entgegengesetzt: Schule ist ein System, das

---

<sup>5</sup> Koch, Claus/Baer, Udo: *Corona in der Seele*. Was Kindern und Jugendlichen wirklich hilft, Stuttgart 2021.

<sup>6</sup> Peter Androsch ist u.a. Mitglied des Elternvereins des Akademischen Gymnasiums Linz und Mitinitiator der *Initiative Schule*. Die Strategien des Bildungsministeriums angesichts von Corona



von Angst getrieben und durchzogen ist. Alle haben vor irgendetwas Angst: Kinder und Jugendliche haben Angst vor Noten, Eltern haben Angst, dass Kinder die Schule nicht schaffen; die Landesschulräte haben Angst vor ... irgendetwas, jedenfalls offensichtlich, denn man bekommt auch keine Antworten. Nur: Wo keine Antworten gegeben werden, wird auch keine Verantwortung übernommen. Die (vermeintlichen) Verantwortungsträger machen sich, scheint's, auch selbst sprachlos.

### **Mohrs**

Man muss es leider so sagen: Das System ist getrieben vom Motor Angst. Das äußert sich etwa in Bewertungsdruck, Leistungsdruck, Notendruck; und Lehrer:innen stehen unter dem lehrplanmäßigen ‚Stoffdruck‘. Mit Freiheit, Mündigkeit und Demokratie hat das nichts zu tun – es ist vielmehr das Gegenteil dessen, was wir als offenes, aufgeklärtes System anstreben sollten!

Schon die Lehrpläne sind eigentlich schizophran: In den allgemeinen Teilen werden hochtrabend Ziele definiert und angesprochen,<sup>7</sup> die allein durch die in den fachlichen Teilen zur Bewältigung vorgegebene Stoffmasse gar nicht einzuholen sind. Auf diese fachlichen Teile berufen sich dann aber die Lehrer:innen bei der Gestaltung des Unterrichts: Denn das alles „muss man machen“ – „Ich muss ja meinen Stoff durchbringen.“ Und die Kinder sind die Stoff-Stopfgänse.

[...]

### **Kren**

Die Frage, die sich mir dabei stellt, ist: Woher kommt die Erwartung, dass ein solches (Schul-)System wirklich freie, mündige, selbstbestimmte Menschen hervorbringt, ja überhaupt hervorbringen kann?

---

und die Realität im (zum Teil häuslichen) Schulalltag haben Androsch auch mehrfach publizistisch aktiv werden lassen.

<sup>7</sup> Beispielhaft die Aufzählung der Kompetenzen im Fach Geschichte und Sozialkunde/Politische Bildung gemäß den Lehrplänen für allgemeinbildende höhere Schulen (5.–8. Klasse). Zu erwerben sind „Historische und politische Kompetenzen“, im Einzelnen: Historische Fragekompetenz, Historische Methodenkompetenz, Historische Sachkompetenz, Historische Orientierungskompetenz, Politische Urteilskompetenz, Politische Handlungskompetenz, Politikbezogene Methodenkompetenz, Politische Sachkompetenz sowie Historische und politische Einsichten. Was unter diesen Kompetenzen im Einzelnen zu verstehen ist, wird in eigenen Absätzen umrissen. Und schon vorneweg wird unter „Grundbereiche und Dimensionen“ sichtbar, woran dabei stoffmäßig gedacht ist: „Der Unterricht soll sich mit folgenden Grundbereichen der Geschichte, Sozialkunde und Politischen Bildung beschäftigen: Mit dem Verhältnis von Gesellschaft und Individuum, mit wirtschaftlichen Entwicklungen und ihren Folgen sowie mit Kultur und Religion, ferner mit zentralen Merkmalen des Politischen, d.h. mit Macht und Herrschaft, Verteilung und Konflikt. Im Bereich des historischen Lernens stellen u.a. Sozialgeschichte, Neue Kulturgeschichte, Geschlechtergeschichte, Umweltgeschichte oder Globalgeschichte gleichberechtigte Zugänge dar. Im Bereich der Politischen Bildung ist zwischen formaler, inhaltlicher und prozessualer Dimension der Politik zu unterscheiden. Unter der formalen Dimension (‚polity‘) sind etwa die Verfassung oder politische Institutionen und allgemeiner das Funktionieren politischer Systeme gemeint. Die inhaltliche Dimension (‚policy‘) umfasst die Ziele und Aufgaben der Politik sowie die Konkurrenz politischer Interessen und Ideologien. Die prozessuale Dimension (‚politics‘) beschreibt den Prozess der Durchsetzung politischer Ideen, die politische Willensbildung sowie die Formen der politischen Konfliktaustragung und Konsensbildung.“



## **Mohrs**

Ich bringe mal ein anderes Beispiel, das was mit Akustik zu tun hat und auch zeigt, wie schwer Veränderungen im System Bildung und Schule, und sei die Veränderung noch so klein, umzusetzen sind – sogar dann, wenn die erreichte Verbesserung groß wäre.

Wir haben an der Hochschule einen Kantinen- und Aufenthaltsbereich, der durch den Lärm, den rückende Sessel erzeugen, eigentlich nicht als Kommunikationsraum verwendbar ist. Ich habe früher dort auch gerne Besprechungen mit Studierenden abgehalten, z.B. zu BA- oder MA-Arbeiten, aber das ist durch den Lärmpegel einfach nicht mehr möglich; mir persönlich verdirbt der mittlerweile auch den Appetit, d.h. ich meide den Bereich. Nun habe ich den Vorschlag, an den Sesselbeinen Filzgleiter zu befestigen, die den Lärmpegel um 80–90 % reduzieren würden, beim Rektorat eingebracht und auch versucht, die ÖH dafür mit ins Boot zu holen. Um das klar zu machen: Wir reden von einer Maßnahme, die für *alle* eine Verbesserung bringt und vielleicht € 300,00 kostet. Zudem könnte man über dieses kleine Projekt noch anderes bewirken – Idee ist, es mit Pro Mente oder der Lebenshilfe umzusetzen – und es wäre, nicht zuletzt durch mögliche studentische Beteiligung, auch ein Thema von Partizipation und Identifikation. Eines aber würde es ganz sicher erreichen: eine wieder gute Kommunikationssituation in einem Gemeinschaftsraum. Aber: Es ist einfach sehr mühsam, es auf den Weg zu bringen!

## **Androsch**

Das sehe ich bei solchen Themen öfter. Die Schwierigkeit, solche eigentlich völlig einleuchtenden Projekte durchzubringen, hat in meiner Erfahrung ganz grundsätzlich damit zu tun, dass wir nicht wissen, dass wir hören: Denn wir hören nicht, *dass* wir hören! Und deshalb gibt es so wenig Bewusstsein für solche problematischen Situationen: Man geht aus so einem Raum und hat quasi auch schon wieder vergessen, dass (und was) man gehört hat.

Und hinzu kommt: Es gibt zu wenige Beispiele, wo eine akustische Optimierung ‚gezeigt‘ werden kann oder man schon im Blick auf die akustische Grundplanung ein Best Practice-Beispiel hat. Mir fällt in diesem Zusammenhang auch nur eines ein, nämlich die Cafeteria an der Anton Bruckner Privatuniversität (ABPU): Die ist akustisch so ideal gestaltet – obwohl der Raum riesig ist –, dass man dort alles machen kann: kommunizieren, meditieren, lesen, arbeiten ...

Die zuvor genannte Schule in Schwanenstadt hat dieses Problem – einerseits die Halligkeit großer Räume, dann den häufig lärmfördernden Bodenbelag – übrigens ganz radikal gelöst: Indem im ganzen Gebäude ein harter, reinigbarer Teppichboden verlegt wurde, der sich sehr leicht, auch nur an bestimmten einzelnen Stellen, ersetzen lässt, wenn er beschädigt oder abgenutzt ist. Da kann man sagen: Sogar das Schreien ist besser geworden, weil sich die akustische Qualität überall im Gebäude verbessert hat!



### **Mohrs**

Ich mache eine Lehrveranstaltung mit dem Titel „Nachhaltigkeit macht Schule macht Nachhaltigkeit“ – und auch hier habe ich das „Filzgleiter-Projekt“ in Stellung gebracht ... vielleicht wird es ja doch noch was!

[...]

### **Kren**

Ausgehend von der Studie *Grundlagen einer inklusiven Akustik*: Wo sehen Sie als Philosoph bzw. aus einer spezifisch philosophischen – auch: anthropologischen – Perspektive Anknüpfungspunkte? [...]

### **Mohrs**

Anthropologisch gesehen und auch gleich mit einer pädagogischen Perspektive ist für mich die Frage anschlussfähig: Was brauchen Menschen im Blick auf die akustische Gestaltung ihrer Lebenswelt und ihrer Umwelten, um sich – als Hörende und als Redende – wohlfühlen zu können? Wie schafft man eine Atmosphäre und ein Umfeld, in dem Menschen entspannt sind, aber auch – das ist ja für alle Segmente der Bildung entscheidend – *gespannt* und *interessiert* sein können.

Der zweite Aspekt ist Verantwortung: Gerade im Rahmen des Bildungssystems habe ich eine besondere Verantwortung, wenn ich Bildungsangebote mache, gestalte und präsentiere: Wie gestalte ich Angebote so – und zwar jenseits der Inhalte und didaktisch-pädagogischer Vermittlungsmethoden –, dass diese den Menschen, die ich anspreche, gerecht werden? Was also sind die räumlichen, akustischen und visuellen Bedingungen, um gute, bestmöglich ‚annehmbare‘ und rezipierbare Angebote zu machen – gerade auch Kindern und Jugendlichen? Das ist aus einer ethischen Perspektive die Verantwortung jeder Einrichtung, die solche Angebote organisiert, und besonders von Schule, die ja sozusagen die reinste Form eines institutionalisierten Bildungsangebots ist.

Und wenn wir noch einmal die Brücke schlagen zum Thema Demokratie und Demokratieerziehung in der Schule: Demokratie wird ja ganz wesentlich auch von der Bereitschaft und dem Mut getragen, die *Stimme zu erheben* – und auf der Seite des Gegenübers von der Bereitschaft, diese Stimme auch *zu hören*. Oder institutionell gesprochen: von der Bereitschaft, reale und ideale Räume zu schaffen und offen zu halten, wo Menschen sich artikulieren können und gehört werden, wo Diskussion und Austausch stattfindet. Aber genau der Mut, die Stimme zu erheben, wird in der Schule oft systematisch unterdrückt ... oder im Unterricht schlicht als Störelement abgewürgt: Schüler:innen, die die Stimme erheben, die sich Gehör verschaffen wollen, auch einfordern, gehört zu werden, das sind „schwierige Schüler:innen“.

### **Androsch**

Historisch gesehen wird ja auch zu wenig bewusstgemacht, woher die Institution Schule, wie wir sie heute in Österreich haben, kommt: Sie ist keine



Frucht der Aufklärung, sondern ein Kind des Militärs als organisiertes Reservoir für die Aushebung ...

### **Mohrs**

... und ein Instrument, damit die angehenden Soldaten lesen können!

### **Androsch**

Oft wird fabuliert von hehren Motiven, wie mündige Bürger hervorzubringen usw. – zuletzt z.B. in einem *Standard*-Interview mit Bildungsforscher Stefan Hopmann.<sup>8</sup> Aber das ist eigentlich alles Quatsch ... oder zurückprojiziertes heutiges Wunschdenken: Das Gründungsmotiv und die Organisationslogik der Schule im 18. und 19. Jahrhundert war durch und durch machtpolitisch! An dieser Erbsünde leidet die Schule bis heute – denn darüber, so muss man konstatieren, ist sie eigentlich nie hinausgekommen.

### **Mohrs**

Aber das Interview von Stefan Hopmann war ansonsten nicht schlecht – er hat doch einiges Wahres und Zutreffendes gesagt.

### **Androsch**

Ja, was er über die Entrümpelung der Lehrpläne sagt, ist ganz richtig. Ich denke mir oft: Man müsste einmal 50 % des Stoffes rausnehmen, so, dass die Leute in der Klasse ein Drittel des Jahres nicht konkret wissen, was sie tun sollen. Da würde – nach einer Phase des Chaos, sicherlich, denn das wäre erst mal eine ganz neue, (über-)fordernde Freiheit – ganz tolle und kreative Dinge entstehen. Davon bin ich überzeugt!

### **Kren**

Das sagt jede:r Lehrer:in seit mindestens 30 Jahren, denn dieses Mantra hat sicher nicht erst meine Gymnasialzeit begleitet: „Die Lehrpläne gehören entrümpelt!“ Und was geschieht, substanzial gesehen? Nichts!

### **Androsch**

Noch schlimmer: Was geschieht stattdessen? Man führt die Zentralmatura ein – und verkauft das als Erfolg. In Wahrheit macht die alles nur schlimmer.

### **Mohrs**

Die Zentralmatura, ja, die ist wirklich ein eigenes Thema!

---

<sup>8</sup> *Nimmervoll*, Lisa (Interview): Bildungsforscher Hopmann: „Wir zerlegen gerade die Grundlage der Gesellschaft“, in: *Der Standard*, 26.10.2021, <https://www.derstandard.at/story/2000130608985>.



## Auszüge aus dem Gespräch mit Susanne Seyfert

geführt von Peter Androsch und Reinhard Kren  
(nach einem Vorgespräch am 2. Dezember 2021)  
am 13. Dezember 2021

### Zur Person



Susanne Seyfert betreibt seit 2008 gemeinsam mit Matthias Seyfert das ARCHITEKTURBUERO 1 in Linz.

Nach dem Architekturstudium an der Technischen Universität Wien (TU Wien) und der Università Iuav di Venezia arbeitete sie von 2003 bis 2008 u.a. bei Coop Himmelb(l)au (Wien) und Riepl Riepl Architekten (Linz). 2008/09 war Susanne Seyfert Assistentin von Roland Gnaiger an der Kunstuniversität Linz, 2017 Lektorin am Institut für Architektur und Entwerfen an der TU Wien.

Zu ihren bekanntesten Projekten zählt der 2011 bis 2015 realisierte Neubau der Anton Bruckner Privatuniversität (ABPU) in Linz.

### Gesprächsauszüge<sup>1</sup>

[...]

#### **Androsch**

Du kennst ja meine Grundüberzeugung: Die wahren Sound-Designer sind die Architekt:innen. Wurde Dir das bei der Planung der ABPU auch bewusst?

#### **Seyfert**

Für mich war das ein Traumprojekt, auch weil ich selbst stark mit Musik verbunden bin und ja am Bruckner-Konservatorium war.<sup>2</sup> Die Verbindung von Musik und Architektur stellt, so glaube und hoffe ich, ganz grundsätzlich einen *ganzheitlicheren Zugang* her zu Bauaufgaben, besonders dann im Fall des Neubaus der ABPU. Was ich bei Architekten merke, ist eine gewisse ‚Kühle‘, eine Sichtweise ganz bezogen auf die (eigene) Architektur, man sieht nur *diese* spezifischen Möglichkeiten. Das war schon in meinem Studium so: Es war wirklich toll an der TU Wien, aber von Raumakustik hörte man nichts ... klar, Bauphysik, Bauakustik, das hat man gemacht, muss man ja auch machen, aber die Raumakustik spielte eigentlich gar keine Rolle. Insofern war die Arbeit an der APBU für mich ein Eintauchen in eine ganz neue Welt.

---

<sup>1</sup> Auslassungen sind durch [...] im Fließtext gekennzeichnet, bei längeren Auslassungen (die meist auch thematisch anders gelagert sind) bildet [...] eine eigene Zeile. (Sinngemäße) Umstellungen des transkribierten Textes zur besseren und flüssigeren Lesbarkeit sind nicht gesondert ausgewiesen (Transkription, Textbearbeitung und Anmerkungen: Reinhard Kren).

<sup>2</sup> Seyfert lernte Klavier und Flöte und studierte während ihrer Gymnasialzeit von 1989 bis 1996 am Bruckner-Konservatorium, der Vorgängerinstitution der heutigen Anton Bruckner Privatuniversität.



Wichtig ist mir ein ganzheitlicher Zugang. Klassisch ist es so: Der Architekt oder die Architektin kommt, plant was, dann lässt er oder sie den Bleistift fallen – und das wird dann hingestellt. Und irgendwann kommt dann der Akustiker. Das haben wir – Matthias und ich – bei vielen Bauten erlebt, die wir uns in der Vorbereitungs- und Planungsphase vergleichend angesehen haben: Man geht rein und denkt sich: Oh Gott! Allein schon ästhetisch: Was man da an Durcheinander, an Kramuri präsentiert bekommt! Und das in Räumen, in denen man als Musiker:in kreativ arbeiten soll, wo aber die Atmosphäre einfach nicht passt ... alles ist voll mit Paneelen, Membranen, Klappmechanismen. Man sieht eigentlich rundherum ‚Fehlerpicker!‘.

Unsere Intention beim Planungs-, und dann auch beim Umsetzungsprozess war deshalb, das Ruder nicht aus der Hand zu geben, Form und Funktion zusammenzubringen. Damit eben nicht das Übliche passiert: So, fertig – jetzt kommt der Akustiker; und der pappt dann was an die Wände, bessert aus, versucht, was zu retten. Das funktioniert weder optisch noch ästhetisch ... und wahrscheinlich hört man auch, dass es nicht funktioniert.

Schon in der Außengestaltung der ABPU – bei der „Welle“ – haben wir versucht, genau das zum Ausdruck zu bringen. Natürlich ist das auch ein Risiko, wenn man als Architekt akustisch gestalten will, da muss auch der Bauherr offen sein und sagen: Wir probieren das!

### **Androsch**

Durch die immer stärkere Aufspaltung, Diversifizierung und Spezialisierung der Disziplinen ist das Handwerk des Architekten immer schwieriger geworden: Es ist ja heute nicht nur die Akustik ‚ausgegliedert‘, denken wir z.B. auch an die Haustechnik usw. Da grenzt es vielleicht schon an Hybris, wenn Architekt:innen sagen: Ich möchte das aber alles wieder zusammendenken und für alles verantwortlich sein. Und ein Risiko ist auch: Was, wenn das nicht klappt? – Dann ist der Architekt oder die Architektin allein schuld.

Was ich bei Deinem bzw. Eurem Projekt immer wieder hervorhebe, auch in anderen Kontexten immer wieder als gelungenes Beispiel anführe, ist, dass auch die Bereiche, die unmittelbar gar nichts mit Musik zu tun haben, akustisch wunderbar funktionieren. Etwa der gesamten Foyerbereich mit dem Buffet (*Bistro Frédéric*), der trotz eines immensen Volumens ideale Kommunikationsbedingungen hat – womit eigentlich die Quadratur des Kreises gelungen ist. Bis zu einem gewissen Grad ist es auch ein – sagen wir – Kompromiss aus Vorplanung und klassisch akustischen Maßnahmen, denn die Akustik-Decke ist ja da; aber die Lösung ist eben völlig anders als normal, eine harmonische Kombination mit den architektonischen Formen. Daran knüpft sich meine nächste Frage: Hat Dir die Arbeit an der ABPU etwas gebracht? – Oder besser so: Was hat sie gebracht für die späteren Projekte?



### **Seyfert**

Ja, die hat extrem viel gebracht! Weil wir so nahe an den Detailfragen waren, an den Simulationen; beim Diffusor z.B. und anderen möglichen Elementen, dem Absorber usw., haben wir immens viel darüber gelernt, wie man das – etwa in Form von Brüstungen – in der Entwurfsarbeit ganzheitlich mitdenkt und dann auch ästhetisch ansprechend einplant.

Die Standard-Planungen sind schallhart reflektierende Wände und ‚tote‘, komplett absorbierende Lochdecken; da braucht man am Ende einen Akustiker. Konkret z.B. haben wir versucht dieses typische Auseinanderfallen von Wand und Decke zu vermeiden: Gerade im Foyer der ABPU mit den großen Glasfronten birgt das auch ein Risiko – wir haben die potenziell ‚harte‘ Situation dann mit eingezogenen Brüstungen und Rücksprüngen sozusagen (auf)gebrochen.

Für unsere Schulbauprojekte ist das natürlich vielfach anwendbar und wird – Stichwort Cluster-Konzept – immer wichtiger, vor allem auch angesichts beschränkter Budgets. Leitfrage ist: Was kann ich machen, das akustisch, atmosphärisch funktioniert, aber eben auch ästhetisch ein lebenswertes Umfeld schafft? Wir arbeiten mit Nischen, Polsterungen, Regalen etc., die von den Kindern auch genutzt werden können: statt einer Wand als schallharte Glasfläche dann eben eine lebendige Wand, die durch Polsterungen und andere Elemente Wand *und* Möbelstück ist, ein z.B. teilweise auch begehrter Lebensraum für Schüler:innen sein kann – da muss man kreativ sein; und das macht mir Spaß!

### **Kren**

Wird in den Ausschreibungen und Spezifikationen für Schulbauten explizit auch auf akustische Dimensionen abgehoben? Oder muss man sagen: Wenn das nicht vom Architekten kommt, wenn der oder die nicht sensibilisiert ist, dann passiert da wenig – weil: vom Bauherrn kommt eigentlich nichts?

### **Seyfert**

In den Ausschreibungen selbst kommt da wenig bis nichts. Allerdings ist das Cluster-Konzept jetzt in vielen Ausschreibungen – also das Raumübergreifende, die Bildung von kleineren Einheiten mit jeweils einem größeren, zentralen Kommunikationsraum („Marktplatz“). Auch den muss man dann ja akustisch gut gestalten, sonst funktioniert das ganze Cluster-Konzept nicht, wenn ich einfach eine zentrale Halle mache. Gerade bei diesen offenen, kommunikativen Konzepten ist es wichtig, dass man Zonierungen schafft, z.B. durch lebendige Wände.

### **Kren**

Was kann ich beim Bauen im Bestand machen? – Auf der grünen Wiese was Neues, Tolles, Zeitgemäßes hinstellen ist ja einfacher als im Bestand, wo ich



etwa mit den klassischen Schuhschachtelklassen konfrontiert bin. Was mache ich da?

### **Seyfert**

Kurz gesagt: Unordnung! Denn die stellt eine angenehme Akustik her. Eine architektonische cleane Klasse ist weder schön noch lebenswert. Oft kann man mit geringen Mitteln einen Effekt erzielen. Ich sage da immer: Gestaltet doch *mit den Kindern!*

### **Androsch**

Also: Zeug reinstellen?

### **Seyfert**

Ja, genau. Sachen, Basteleien usw. nicht in Vitrinen stellen; dazu auch Sitzmöbel rein in die Klassen und Pölster. Und viel mehr an den Wänden passieren lassen! Früher haben die Leute – ohne akustische Theorien ... und ganz ohne Akustik-Paneele – ja auch gewusst, wie es geht: Man hat einfach Dinge reingestellt in die Räume und so eine gute Atmosphäre erzeugt.

### **Androsch**

Bei Euch als doch ziemlich großem Büro: Was ist zurzeit die Hauptaufgabe, was sind die Schwerpunktprojekte?

### **Seyfert**

Bildung! Wir haben uns darauf spezialisiert, es kommen hier viele Aufträge rein, auch Sanierungen. Natürlich ist auch der Kulturbereich interessant, gerade für mich; das ist dann sozusagen das i-Tüpfelchen.

Ich möchte aber noch mal was zur ‚Unordnung‘ anmerken: Aktuell gibt es, gerade auch in der Wohnraumarchitektur, einen Trend in der Architektur zu Reduktion, Ent-Ornamentalisierung, Cleanness ... und damit fallen auch ganz viele akustische Diffusionselemente weg.

### **Androsch**

Ist das nicht eher ein Upper-Class-Phänomen?

### **Seyfert**

Auch, aber nicht nur. Stand der Technik ist seit rund 15 Jahren: alles bündig, kein Vorstand, keine Zarge, kein Fries, nichts – alles möglichst plan, auf den Millimeter genau. Textilien, Wandbehänge, Dinge, die auch atmosphärisch Wärme vermitteln? Verpönt! Wobei: Solche ‚warmen‘ Elemente sollen ja auch kein Selbstzweck sein, sind auch nicht so zu planen, sondern Formen und Elemente wie Nischen, Polsterungen usw. sollen auch eine Funktion haben. Wo sich in den letzten 10 Jahren aber wieder viel getan hat sind besonders die Bereiche Bauen mit Holz und ökologisches Bauen.

### **Androsch**

Ich war mal in Paris zu Gast beim Philosophen und Musikwissenschaftler Peter Szendy, der auf 50 m<sup>2</sup> mit seiner Frau und zwei Kindern lebt. Er hat



sich die Wohnung von einem Architekten einrichten lassen. Das war grandios: Man hatte nie das Gefühl, in einem beengten Raum zu sein. Hier hat der Zwang – die Wohnungspreise in Paris – zu einer tollen Lösung geführt.

[...]

[...] Wenn wir noch mal auf die Elemente zurückkommen, die eine akustische Funktion oder einen akustischen Benefit haben – und die wir metaphorisch mit ‚warm‘ und ‚Wärme‘ umschrieben haben: Die Sinne spielen ja ineinander und miteinander, man kann sie nicht isoliert: Man riecht, was man hört; man schmeckt, was man tastet. Mein typisches Beispiel: bunte Lärmschutzwände wirken und schützen ‚besser‘ – man kann, zumindest, wenn man bei Bewusstsein ist, ja z.B. nicht *nur* hören oder *nur* sehen, es ist immer ein verknüpftes System.

[...]

### **Seyfert**

Und eine solche ganzheitliche Sichtweise müssen auch Architekt:innen haben – man muss aber auch mal das Feuer dafür wecken, diese Sichtweise zu verfolgen und zu vertiefen, z.B. in der Ausbildung. Wie mir eine unserer Mitarbeiter:innen, die eben Architektur an der TU Wien studiert, bestätigte, ist Raumakustik im Studium – wie damals bei mir – immer noch kein Thema. Vielleicht an der Kunstuni Linz oder an der Akademie?

### **Androsch**

Nachdem das Ministerium grünes Licht gegeben hat, darf ich es schon sagen: Ich baue an der Kunstuni Linz aktuell ein Masterstudium „Akustische Ökologie“ auf, das im Herbst 2023 starten wird. Es wird einen recht offenen Zugang für Leute mit halbwegs facheinschlägigen Vorstudien geben, beschränkt eigentlich lediglich durch ein Aufnahmegespräch.

### **Seyfert**

Sind da die Architektur der Kunstuni mit im Boot?

### **Androsch**

Leider nein. Ich glaube, die können sich mit dem, was wir da machen, noch nicht recht anfreunden. Aber sonst haben wir tolle Leute dabei, z.B. für das Technische Herbert Müllner<sup>3</sup> vom TGM in Wien. Und in einem gewissen Umfang unterrichten die Leute auch schon an der Kunstuni – denn ich brauche ja einen Vorlauf und eine Bindung der Leute.

### **Seyfert**

Schade, dass die Architektur da nicht anspringt.

---

<sup>3</sup> Leiter des Fachbereichs Akustik und Bauphysik am Technologischen Gewerbemuseum Wien (TGM)/Höhere technische Bundeslehr- und Versuchsanstalt (HTBLuVA) Wien XX.



## **Androsch**

Das hat wohl immer noch mit der bereits angesprochenen Aufspaltung der Disziplinen zu tun – dass Akustik und vieles andere vom früheren ‚Generalisten‘-Architekt weggewandert ist und heute gar nicht mehr als zur Architektur gehörig wahrgenommen wird.

## **Seyfert**

Doch gerade die Abspaltung der Raumakustik – dass dann, wenn der Architekt fertig ist, der Akustiker und andere kommen und jeder wirft seine Dinge rein oder montiert irgendwo seinen Kram – ist das Problem; damit geht ja nicht nur die ganzheitliche Perspektive verloren, was dabei rauskommt ist einfach auch wenig reizvoll.

Aber es ist doch auch für die Aufgabenstellung selbst viel reizvoller, das gestalterisch zusammenzubringen; vor allem, wenn man – wie wir – die Formsprache etwas freier sieht, nicht immer nur der geraden Linie huldigt, sondern einen Schwung reinbringt oder einen Bruch, eben auch optisch ansprechende, überraschende Elemente. Die Herausforderung ist dann, das in *eine Sprache* zu bringen. Hoffnung habe ich, weil das mit dem Baustoff Holz wieder stark kommt – und auch mit dem Ornament ergeben sich wieder Möglichkeiten.

## **Kren**

Wenn man von den z.B. oft geradlinigen Standardlösungen weggeht, auf die das ganze System stark ausgerichtet ist, muss man doch sicher auch erhebliche Widerstände überwinden und Überzeugungsarbeit in mehrere Richtungen – beim Bauherrn, bei ausführenden Firmen – leisten?

## **Seyfert**

Natürlich. Und man muss auch so planen und entwickeln, dass es kostenmäßig funktioniert und darstellbar ist; gerade bei öffentlichen Ausschreibungen ist das entscheidend.

Wir haben bei der ABPU mit der „Welle“ gewonnen, und das war auch für die Jury ein Risiko: Sieht gut aus, aber bringen ‚die Jungen‘ das überhaupt zusammen? Und dann muss man ausführende Partner finden, die bei den Ideen mitgehen. Bei uns war es Obermayr Holzkonstruktionen in Schwanenstadt. Die Außen-Welle ist eine Holz-Sandwich-Konstruktion, und das ist kostenmäßig nicht teurer als andere Lösungen. Unser Ansprechpartner bei Obermayr hat gleich gesagt: Das ist kein Problem, die Form ist ganz egal, das lässt sich machen! Bei der „Welle“ im großen Saal ist es ebenso: Das sind geschlitzte Gipskartonplatten. Viel geht mit Holz – und wenn eine Firma sagt: Toll, machen wir mit, probieren wird! kann auch ein Mehrwert damit verbunden sein: Vielleicht kriegen die ja neue Aufträge deswegen, einen Preis oder eine Auszeichnung ... Man muss solche Innovationen anregen, von denen dann eben auch die ausführenden Firmen profitieren können.

[...]



## Androsch

Da habt Ihr mittlerweile sicher auch ein Netzwerk von Firmen?

## Seyfert

Man hat das schnell heraus, ob wer schnell sagt: Um Gottes willen! oder: Ah, spannende Sache! Natürlich gibt es bei den öffentlichen Ausschreibungen einen knallharten Preis-Kampf. Dann muss man eben gute Lösungen finden, z.B. bei einem Schulbau eine Wand als Möbel zu gestalten oder eine Treppe unterseits als ‚Knotz-Zone‘. Das kann kostenmäßig am Ende wieder neutral sein. Und: Es braucht keinen zusätzlichen Akustiker, wenn der akustische Gedanke schon im verbauten Element – in der Kombination von Formen und Materialien – mit drinnen ist. Nachträgliche akustische Sanierungen können ja auch ein erheblicher Kostenfaktor sein, den man sich damit spart!

Schade finde ich in diesem Zusammenhang, dass es ein wenig verpönt ist, wenn Architektur auch Spaß macht, wenn man mit Formen was probiert. Sicher, das Ökologische hat zugenommen, ist mittlerweile überall bewusst, auch die Studierenden haben das schon sehr verinnerlicht. Aber die *Freude am Entwurf*, die sollte mehr werden. War nicht Architektur immer die Freude am Entwurf, am Gestalten, am Ausdruck, auch daran, sich was zu trauen? Ich kann ja ökologisches Bauen und ‚Wärme‘ durchaus verbinden!

[...]

[...] An der TU Wien hat mir besonders gefallen, dass die Formensprache offen war; dafür hat es mit dem Ökologischen gehapert – schade, wenn es fast immer ein Entweder-Oder sein muss. Oder wenn ich an die geradezu abgefahrene Schularchitektur von Helmut Richter denke: architektonisch höchst interessant, mutig, aber extrem hallig, letztlich eigentlich unbrauchbar. An der Kunstuniversität Linz dagegen war die Architektur unter Roland Gnaiger sehr materialorientiert.

## Kren

[...] Ob oder wie beeinflusst Deine ‚Erstprägung‘ als Musikerin Dein Herangehen an Bauaufgaben, an Räume, an die Architektur? [...]

## Seyfert

[...] Ich mag musikalisch die Harmonie, den gewissen Flow – und den mag ich auch in der Architektur. [...]

[...]

Wenn ich da noch einmal auf den Wettbewerb für den Neubau der ABPU zurückkommen darf: Wir wollten, dass man dem Bau *etwas ansieht*, auch eine persönliche Note. Wenn ich die zweit- und drittplatzierten Entwürfe anschau, da finde ich, dass man einen signifikanten Trend in der Architektur erkennt, nämlich: dass man Gebäuden eben *nichts* ansehen soll – als würde man das fast schamhaft vermeiden wollen. Dann kommen halt auch ziemlich beliebige Gebäude raus.



Ich behaupte, weil so viel Musiker:innen in der Jury waren, haben wir gewonnen. Denn die hat das angesprochen, die haben darin die Idee gesehen: die Uni als Klangkörper, als Body, der einen Resonanzkörper hat und eine eigene Kommunikation. Natürlich gab es auch Kritik an der Architektur. Aber ich hoffe, wenn man durchgeht, sieht man – und hört man –, wie alles Hand in Hand geht, wie das stimmig ist, wie die Brüstungen und die nicht orthogonale Struktur akustisch vorteilhaft wirken. Das haben wir übrigens auch erst im Verlauf des Projekts so richtig gelernt: dass die nicht-orthogonale Struktur für die Diffusion so vorteilhaft ist, da Flatterechos vermieden werden. Innen und außen sind verwoben – und das Gebäude soll nicht austauschbar sein.

### **Kren**

Auf einer städtebaulichen Ebene wirkt es ebenso positiv, allein schon, weil es *mit* der Landschaft und der Umgebung geht und nicht *dagegen*!

### **Seyfert**

Und auch da gibt es eine akustische Note, denn im Blick auf den Außenraum – z.B. auf den starken Verkehr auf der Hagenstraße – wirkt das Gebäude als Diffusor. Ich erreiche damit, dass der vom Gebäude umfasste Außenbereich akustisch vorteilhaft ist. Wenn man einen Glaskasten hinstellt, ist das weg.

### **Androsch**

Kann man solche Gedanken auch in den Schulbau aufnehmen?

### **Seyfert**

Ja, und das tun wir auch. Die von uns eingesetzten Elemente und Formen, z.B. bei den Cluster-Schulen, haben nie nur eine Funktion als akustische Verbesserung, sondern, das Beispiel habe ich ja schon gebracht, sind z.B. begreifbare, durchsteigbare Möbelstücke. Es soll architektonisch spannend, aber auch akustisch vorteilhaft sein – man kann wirklich beides haben!

Mittlerweile ist das Cluster-Konzept eigentlich bei allen Ausschreibungen drinnen: Einheiten von z.B. vier Klassen werden gebildet, oft auch quer zur Jahrgangsordnung, und die Klassen schlängeln sich um einen „Marktplatz“ als Kommunikations- und Bewegungsraum. Ich sage schlängeln, weil wir eben nicht einfach stur kastenförmig gruppieren, auch hier das Übliche aufbrechen, Inseln schaffen usw. Das ist akustisch eine Herausforderung. Wenn man das schlecht macht, dann entsteht eine große hallige Situation, und dann müsste man den Kritiker:innen des Konzepts kleinlaut recht geben: Da versteht man wirklich nichts mehr. Bei offenen Strukturen, Lerninseln, Ruhebereichen, alles immer möglichst offen, aber akustisch funktionstüchtig – da ist man gefordert und da sollten auch Fachleute, die sich raumakustisch auskennen, möglichst schnell in das Thema und die Entwicklungen im Schulbau reinkommen.

### **Kren**

Neubauten sind das eine, aber wie sieht im Bestand aus?



### **Seyfert**

Cluster-Konzepte sind auch ein Thema im Bestand – z.B. in unserem Projekt *Schulcampus Schopfheim*, wo neben dem Neubau auch ein alter Trakt erhalten werden muss; auch da nämlich soll das Cluster-Konzepte umgesetzt werden. Damit man auch da Leben reinbringt, muss man planerisch mutig sein, z.B. indem man Landschaften bildet mit Ecken, Winkeln usw.

### **Kren**

Man ist da sicher auch schon mal mit Vorgaben des Denkmalschutzes konfrontiert ... die mit dem, was man machen will, gegebenenfalls kollidieren?

### **Seyfert**

Genau. Aber trotzdem ist es möglich und man kann zeigen: es lässt sich was machen. Gerade bemühen wir uns um ein Projekt in Frankfurt, wo in einer herkömmlichen Schule ein Cluster-Konzept verwirklicht werden soll.

### **Kren**

Nachdem der Bestand so groß ist, ist das wahrscheinlich die wichtigere Bauaufgabe als komplette Neubauten?

### **Seyfert**

Ja, das wird immer wichtiger – und ich finde das auch spannend. Die Aufwertung von Sanierungen ist momentan eine ganz starke Entwicklung, auch eine, die ich gut finde. Auch deshalb haben wir uns entschlossen, nicht im Bereich der Einfamilienhäuser aktiv zu sein: Es gibt so viel Bestand, da muss man nicht zur Zersiedelung und Verhüttelung beitragen. Obwohl das als Architekt auch keine leichte Entscheidung ist – denn natürlich wird man gefragt, auch von Freunden. Sanierungen und Umbauten machen wir aber. Ansonsten sind die Wettbewerbe, an denen wir teilnehmen, das Hauptgeschäft.

### **Kren**

Wie sieht es mit Sozialem Wohnbau aus oder mit Gestaltungen des Öffentlichen Raumes?

### **Seyfert**

Ein wichtiges Thema ist für mich – da bin ich familiär geprägt, weil mein Vater Direktor der Verkehrsbetriebe war – der öffentliche Verkehr, die Verkehrsberuhigung, die Herstellung von Begegnungszonen, auch der architektonische Mehrwert, der daraus zu ziehen ist.

Was möglich ist, sieht man ja an der Herrenstraße, die viele heute für die attraktivste Straße in Linz halten. Aber wenn ich an den Lutherplatz in Linz denke: was da möglich wäre, mit Begrünung, mit einem Gehen ins Dreidimensionale; aber nein: es wird zubetoniert – keine Beschattung, keine Kühlung ... und eine unmögliche Akustik.

[...]



Und was unser Projekt *Lebensraum Hauptstraße* in Urfahr betrifft: Trotz vieler Ideen scheitert es an politischen Diskussionen – es geht da leider Vieles an der Sache vorbei. Klar, es ist immer schwierig, alle Interessen unter einen Hut zu bringen. Die kleinen Läden z.B. wären durchaus dabei, den Verkehr rauszunehmen ... aber andere haben Ängste, wenn Kund:innen nicht mehr direkt bis zum Geschäft fahren können.

### **Kren**

Und Eure Projekte im sozialen Wohnbau?

### **Seyfert**

Im Projekt *Ferihumerstraße (Urfahr City Center)*, eine Kombination aus Geschäften und Wohnraum, haben wir versucht, mit einer belebten Fassade zu arbeiten, durchaus mit einem spielerischen Zugang. Vielleicht ist das bei uns überhaupt das Signifikante: die Nicht-Cleanness.

Interessieren würden uns natürlich auch Aufgaben, mit denen man als Architekt auch gesellschaftlich was bewegen kann, etwa: Wie mache ich eine Brücke wie die Nibelungenbrücke zu einem echten Lebensraum in der Stadt – auch zu einem weniger gefährlichen?

### **Kren**

Stadtraumgestaltung ist etwas, bei dem viele unterschiedliche Bereiche zusammengedacht werden müssen. Nicht nur: Wie gestalte ich den eigenen Wohnraum, den Geschäftsbereich, Schulen usw.? Sondern: Wie mache ich Stadt zu einem attraktiven, lebenswerten Lebensraum, der auch ökologisch sinnvoll organisiert ist?

### **Seyfert**

Man muss da zunächst fragen: Warum ziehen Menschen weg? – Ich meine auch deshalb, weil vieles zu uninspiriert gemacht und geplant wird, die Verdichtungen mit Außenbereichen zu wenig aufgelöst oder gebrochen werden. Es wird zu wenig überlegt: was bietet – oder: kann unsere Architektur bieten, damit die Menschen in der Stadt bleiben?

### **Androsch**

Das ist auch der Grund, warum die „Hitler“-Bauten, historisch gesehen eine Last, als Wohnort dennoch beliebt sind: Man hat einen attraktiven und auch geschützten sicheren Bereich in der Stadt, wo man die Kinder runter in die Innenhöfe lassen kann – und sich auch selbst mal ins Gras setzen und ein Bierchen trinken.

### **Seyfert**

Eine solche Hofstruktur in der Verdichtung, der eine Hof, oder noch besser: eine Struktur aus größeren und kleineren Höfe, öffentlichen und privateren Höfen, das wäre ideal – dieses Konzept hatte ja auch die *Gartenstadt* von Roland Rainer in Puchenu bei Linz.



### **Androsch**

Ich bin in der *Gartenstadt* aufgewachsen – für uns Kinder ein Paradies!

### **Seyfert**

Bei den Ausschreibungen wird leider oft etwas ganz Gegenläufiges vorgegeben: Zeilenstruktur, Riegel. Die verschachtelte Bauweise, die verdichtete Flachbauweise wäre toll – sonst habe ich wieder überall Schneisen, die akustisch, aber auch in Bezug auf Wind- und Luftströme Probleme machen.

### **Androsch**

Und man hätte – wie in der *Gartenstadt* – viel differenziertere Abstufungen zwischen öffentlich und privat.

### **Seyfert**

Auch, dass man nicht bloße Schlafstädte errichtet, sondern echte *Lebensräume*, indem man z.B. die Erdgeschoßsituationen anders nutzt, Mannigfaltigkeit einführt und ermöglicht. Das hat schon Jane Jacobs in den 1960er Jahren gefordert und es ist immer noch ein Thema: Man darf gewachsene Strukturen nicht (zer)stören bzw. man muss ermöglichen, dass Strukturen neu wachsen.

### **Androsch**

Das hat in der *Gartenstadt* dann allerdings nicht geklappt: Die Läden und Geschäfte, die vorgesehen waren, haben allesamt nicht überlebt. Und man hat jetzt wieder straßenseitig ein paar große Geschäfte. Ein kleines nettes Kaffeehaus um's Eck, das gibt es halt nicht – übrigens auch nicht im Linzer *Karlhof*.

### **Seyfert**

Wichtig ist die Vielfalt, und die muss man so gut es geht anregen!

### **Androsch**

Und damit sind wir wieder bei der Akustik gelandet, denn die lehrt uns: Je mehr Falten, desto besser!



## Auszüge aus dem Gespräch mit Martin Windtner

geführt von Peter Androsch und Reinhard Kren  
am 9. November 2021

### Zur Person



Martin Windtner ist ÖGB-Sekretär für Linz-Stadt, Trainer für Organizing und Begleiter von Organisationsprozessen und Kampagnen. Als Vorstandsmitglied der SPÖ Linz ist er politisch engagiert.

Mit Peter Androsch hatte Martin Windtner schon 2007/2008 in der Startphase der *Hörstadt* Kontakt. Diese führte zur Zusammenarbeit beim Projekt *Beschallungsfrei*, der Kampagne für Zonen ohne Hintergrundmusik von *Hörstadt*, Katholischer Kirche in Österreich, GPA Österreich und ÖGB Linz, die seit 2008 läuft.

### Gesprächsauszüge<sup>1</sup>

#### Windtner

Ich möchte eingangs festhalten, was ich hier sage, Positionen, die ich vertrete, sind *meine* Positionen. Die treffen und überschneiden sich mit Positionen des ÖGB, sind aber keine Statements des ÖGB.

#### Kren

Wo ergeben sich für Dich Anknüpfung oder auch Rückfrage zum Projektumriss einer *Inklusiven Akustik* bzw. zu den *Grundlagen einer Inklusiven Akustik*?

#### Windtner

Die Soziologie würde zuerst fragen: Was ist das Feld? Und da denke ich in meiner Interessenvertretungsorganisation gleich an das Feld der Betriebe und die Rolle und Aufgabe der Betriebsrät:innen die sich um die gesundheitlichen Interessen der Kolleg:innen kümmern. Es geht um den Arbeitnehmer:innenschutz:

Hier sind Fragen der Akustik (abgesehen vom Lärmschutz im Rahmen der gesetzlichen Bestimmungen, deren Einhaltung messbar ist) ein ‚weicher‘ Faktor: *Wie* Kolleg:innen dieses oder jenes *empfinden* ist im Arbeitnehmer:innenschutz nicht definiert oder benannt. Die Frage wäre: Wie ließe sich Akustik zeigen, wie ließe sich das messen und evaluieren? Umgesetzt und überprüft wird, was sich vorschreiben lässt. ‚Weiche‘ Faktoren sind abhängig vom *Commitment* in den Betrieben, zwischen Arbeitgeber:innen und Arbeitnehmer:innen.

---

<sup>1</sup> Auslassungen sind durch [...] im Fließtext gekennzeichnet, bei längeren Auslassungen (die meist auch thematisch anders gelagert sind) bildet [...] eine eigene Zeile. (Sinngemäße) Umstellungen des transkribierten Textes zur besseren und flüssigeren Lesbarkeit sind nicht gesondert ausgewiesen (Transkription, Textbearbeitung und Anmerkungen: Reinhard Kren).



Kampagnentheoretisch ist gerade bei ‚weichen‘ Faktoren wichtig, mit Positivauszeichnungen zu arbeiten; wir sprechen deshalb von „beschallungsfrei“ und negativ Formuliertes wie „Zwangsbeschaller“ haben wir verworfen. Über das *Commitment* kann ein ‚weiches‘ Thema implementiert werden. Das Projekt *Beschallungsfrei* funktioniert bis heute und ist präsent.

### **Androsch**

Ist die Arbeitsplatzevaluierung gesetzlich vorgeschrieben? Und wer würde das machen?

### **Windtner**

Die Idee der laufenden Evaluierung des Arbeitsplatzes kommt nicht aus der österreichischen Tradition, sondern aus der europäischen, im Speziellen aus der nordeuropäischen Tradition. Daher ist das bei uns noch eher randständig. Das nordische Modell des Arbeitnehmerschutzes – und genereller auch das dortigen Gesundheitssystems – setzt auf Verhüten, auf Prophylaxe; die österreichische Tradition ist: Reparieren.

Es gibt unterschiedliche Vorgaben je nach Größe eines Betriebes, aber grundsätzlich muss jeder Arbeitsplatz evaluiert werden, z.B. hinsichtlich Gefahrgütern, Licht usw. Ganz aktuell wurden solche Evaluierungen (von Arbeitsschutzbeauftragten in Begleitung von Betriebsrät:innen) im Gesundheitsbereich vorgenommen. Dabei ging es darum, wie die Arbeitsplätze auf den Stationen unter Corona-Bedingungen gestaltet sind – etwa im Blick auf psychische Belastungen.

### **Androsch**

Gibt es das im Handel auch? Oder wird z.B. konkret Dein Arbeitsplatz im ÖGB immer wieder evaluiert?

### **Windtner**

Ja, das wurde und wird auch bei uns gemacht. In den Betrieben machen das die Sicherheitsfachkräfte. Der Anspruch und die Perspektive der Evaluierung ist dabei weitreichend: Es geht nicht nur um den Arbeitsplatz, sondern immer auch um die *konkrete* Person, die dort arbeitet, und um deren *individuelle* Bedürfnisse. Bei jemandem mit Hörbeeinträchtigung müsste der Arbeitsplatz entsprechend gestaltet sein. Sobald man die individuellen Bedürfnisse hineinnimmt, wird die Evaluierung aufwändiger. Weil man auf betrieblicher Ebene den Nutzen oft noch nicht recht erkennt, versucht man, den Aufwand zu minimieren. Die Schweden, wenn ich es etwas plakativ sagen darf, sind da viel weiter.

[...]

### **Androsch**

Kommen die Evaluierer:innen immer wieder?

### **Windtner**

Ja, bei mir kommen die immer wieder.



[...]

### **Androsch**

*Inklusive Akustik* meint – neben dem Bewusstsein für Benachteiligungen – vor allem auch Chancengleichheit, Gehör finden. Mitbestimmung bedeutet ja immer auch „eine Stimme haben“ und „Gehör finden“ – ganz eminent akustisch zu bestimmende Vorgänge. Denkt man das in Deinem Bereich mit?

### **Windtner**

Ich sage ja, aber ein wenig anders. In der Bindung von Arbeitnehmer:innen an Gewerkschaften – Stichwort *Organizing* – ist das schon ein Thema, das mich beschäftigt. Der klassische Gewerkschafter ist der, der redet – der ‚laut‘ ist, der Aufmerksamkeit erregt. Im *Organizing* sagen wir aber: Der Schlüssel ist nicht das Reden, sondern das *Zuhören!* Ein guter Austausch soll zu 30 % aus Reden, zu 70 % aus Zuhören bestehen, wenn es darum geht, Leute zu motivieren, zu organisieren. Diesen Zugang – das Zuhören ins Zentrum zu rücken – vermittele ich in meiner Arbeit an Betriebsrät:innen. Allein in Linz gibt es davon rund 2500.<sup>2</sup>

### **Androsch**

Betriebsräte sind also Ohr und Mund der Arbeitnehmer:innen?

### **Windtner**

Ja, wobei der Auftrag sehr offen, sehr umfassend formuliert ist. Denn Betriebsrät:innen haben nicht nur die gesundheitlichen Interessen der Arbeitnehmer:innen im Betrieb *wahrzunehmen* und zu *fördern*. Die Rede ist von den „wirtschaftlichen, sozialen, kulturellen und gesundheitlichen Interessen“.<sup>3</sup> Im öffentlichen Dienst kommt noch die beruflichen Interessen dazu.<sup>4</sup>

### **Androsch**

Kommen wir noch mal zur *Inklusion* und zur *Teilhabe* zurück und denken wir z.B. an eine klassische Kassensituation im Supermarkt. Nicht aus einer Vermeidungsperspektive heraus, sondern mit einer konstruktiven Überlegung und positiven Motivation müsste man fragen: Wie ist dieser Bereich und diese Situation zu gestalten, um *allen* Beteiligten – Angestellten wie Kund:innen – eine ideale Kommunikation zu ermöglichen? Eine solche Frage wird ja eigentlich nie gestellt, oder?

---

<sup>2</sup> Darunter fallen Betriebsräte in Unternehmen sowie die Mitglieder von Personalvertretungen (etwa in Magistrat und Schule).

<sup>3</sup> „Die Organe der Arbeitnehmerschaft des Betriebes haben die Aufgabe, die wirtschaftlichen, sozialen, gesundheitlichen und kulturellen Interessen der Arbeitnehmer im Betrieb wahrzunehmen und zu fördern.“ § 38 Arbeitsverfassungsgesetz (ArbVG).

<sup>4</sup> „Die Personalvertretung ist nach Maßgabe der Bestimmungen dieses Landesgesetzes und anderer gesetzlicher Bestimmungen berufen, die beruflichen, wirtschaftlichen, sozialen, kulturellen und gesundheitlichen Interessen der Bediensteten zu wahren und zu fördern. Sie hat in Erfüllung dieser Aufgaben dafür einzutreten, daß die zugunsten der Bediensteten geltenden Gesetze, Verordnungen, Verträge, Dienstordnungen, Erlässe, Verfügungen und dgl. eingehalten und durchgeführt werden.“ § 2, Abs. 1 OÖ Gemeinde-Personalvertretungsgesetz.



### **Windtner**

Gerade die großen Handelsketten überlegen sich sehr genau, wie ihre Läden optimal gestaltet sind. Was ich nicht weiß: mit welcher Perspektive und nach welchen Optimierungskriterien z.B. der Kassbereich gestaltet wird. Die *räumliche* Gestaltung ist sicher ein Thema. Ob die Akustik im Sinne guter, entspannter Kommunikation beachtet wird, kann ich nicht sagen.

### **Kren**

Der Trend geht sicher zur Reduktion der Kommunikation im Kassbereich, wobei sich die automatisch aus der Reduktion des im Bezahlvorgang nötigen Personals ergibt; das eine ist also eine Folge des anderen. Dennoch passiert an den Self-Service-Kassen dann, wenn es z.B. ein technisches Problem oder Schwierigkeiten bei der Bedienung gibt, ein *Mehr* an Kommunikation, ja vielleicht sogar – wie ich es öfter erlebe – eine bessere, menschlichere Kommunikation. Mich würde interessieren, ob dieses Mehr an ganz spezifischer Kommunikation in diesem neuen Setting mitgedacht ist. Oder kann es vielleicht sogar ein Kalkül sein?

### **Windtner**

Der Grundgedanke dabei ist sicher die Effizienzsteigerung.

### **Androsch**

Schwierigkeiten in solchen Situationen haben aber dann ja Personen, die nicht dem idealen ‚Normkunden‘ entsprechen, der in diesem Setting ganz autonom agieren kann und keine ‚Probleme‘, keinen Stau verursacht: ältere, vielleicht weniger technikaffine Menschen, Menschen mit Beeinträchtigungen, auch Menschen natürlich, die aus welchen Gründen auch immer mit den Bedienungsanleitungen – ob verschriftet oder akustisch – Schwierigkeiten haben.

### **Windtner**

Gerade auch in der Differenzierung der Kund:innen orientieren sich die großen Ketten an der Kaufkraft. Die Kundegruppe 65+ hat eine vergleichsweise hohe Kaufkraft. Also ist diese eine sehr interessante Gruppe. Das wurde schon lange erkannt.

### **Androsch**

Ich bringe ein Beispiel aus dem Gesundheitsbereich. Wir haben für das Wiener Krankenhaus Nord eine kleine Studie gemacht, in der das Sicherheitsgefühl im Mittelpunkt stand. Das ist z.B. über akustische Verhältnisse (mit-)herstellbar, etwa, indem man Räume so gestaltet, dass es eine gute akustische Information *von hinten* gibt. Gerade in Bereichen, wo das Grundgefühl vielfach Angst oder zumindest Verunsicherung, Verletzlichkeit, emotionale Exponiertheit ist – wie im Krankenhaus –, ist natürlich alles hilfreich, was das individuelle Sicherheitsgefühl stärkt.

Das sollte auch bei der Gestaltung von Supermärkten und im Handel generell eine Rolle spielen – und tut es bis zu einem gewissen Grad sicher



auch. Die Rückkehr der Hintergrundmusik kann man auch in diesem Zusammenhang sehen, denn Stille kann ja auch bedrohlich sein.

### **Windtner**

Schaut man sich an, wie ungeschützt der Rücken von Kassierer:innen ist – meistens gehen die Leute auch unmittelbar hinter deren Arbeitsplatz an der Kasse vorbei –, dann bezweifle ich, dass das subjektive Sicherheitsgefühl, individuelles Empfinden und Befinden der Kolleg:innen für die Gestaltung dieser Raumsituationen ausschlaggebend oder wenigstens mitbedacht ist. Platzsparen, Erhöhung der Geschwindigkeit und effizienter, flüssiger Ablauf: das wird die Logik der Gestaltungen maßgeblich bestimmen. Die Hintergrundmusik ist sicher in erster Linie dazu da, um störende, unangenehme Geräusche zu übertönen.

### **Androsch**

Viele Angestellte haben die Musik geradezu wieder *eingefordert*. Bei unserem Projekt mit Spar Oberösterreich wurde nach einiger Zeit ohne Hintergrundmusik die Belegschaft gefragt, wie man damit nun weiter verfahren soll: Und in meiner Erinnerung haben sich die Leute eigentlich durch die Bank für die Hintergrundmusik ausgesprochen. Das spricht doch dafür, dass den Leuten die Ablenkung letztlich wichtiger ist.

### **Kren**

Wobei eines der *Hörstadt*-Konzepte vorgesehen hat, die akustische Umwelt in diesem Bereich bewusst zu *gestaltet* mit verschiedenen, auch künstlich erzeugten akustischen Elementen – die Idee ist ja nicht, einfach zu sagen: wir drehen die Musik ab, hört Euch stattdessen die Kassengeräusche an!

### **Androsch**

Ja, aber die Umsetzung eines solchen Konzepts ist natürlich aufwändiger.

### **Kren**

Und es ist auch eigentlich keine Einmal-Aktion, sondern idealerweise ist das dann zu begleiten, zu evaluieren, laufend auch anzupassen im Austausch mit den Betroffenen. Aber ein Wort noch zur Ablenkung:

Musik, gerade auch das jetzt übliche hauseigene ‚Radioprogramm‘ von großen Handelsketten (mit Zeitansagen, Nachrichten usw.), strukturiert Zeit und bewirkt damit, dass Zeit einfach schneller vergeht ... Ich habe bei einem Ferialjob mal bei einem Lebensmittelgroßhändler gearbeitet: Das Kommissionieren im ‚absolut‘ stillen Lager war eine Qual, die Tage waren schier endlos. Im Kundenbereich, wo es Musik gab, fühlte sich ein Nachmittag gleich halb so lang an!

### **Androsch**

Gehen wir aber wieder zum Gesundheitsbereich, wo momentan sicher alles unter dem Eindruck von Corona steht.



### Windtner

Corona ist da zwar nicht mein Arbeitsschwerpunkt, aber jetzt ist das natürlich das Thema. Angesichts der Corona-Maßnahmen speziell in den Krankenhäusern geht es um Grundbedürfnisse der Kolleg:innen: Essen, Trinken, Schlafen, Pausen, ganz grundsätzliche Dinge eben, die bei der Ausrichtung aller Abläufe auf Corona nicht oder wenig berücksichtigt werden. Dementsprechende ‚Priorität‘ hat da die akustische Belastung bei den Evaluierungen der Arbeitssituation.

### Androsch

In einem Forschungsprojekt zur Schallbelastung auf neonatologischen Abteilungen, an dem Marcus Mäder mitwirkt, den ich durch die Zusammenarbeit in der Deutschen Gesellschaft für Akustik (DEGA) kenne, kam heraus, dass es in Inkubatoren bis zu 100 dB hat! Man müsste annehmen, dass Ärzt:innen einen halbwegs ganzheitlichen Blick auf den Menschen haben. Das ist aber wieder ein Beispiel, an dem man sieht: Die unmittelbar lebenserhaltenden Maßnahmen sind so sehr im Fokus – was bei akuten Problemen ja auch verständlich ist –, dass man alles andere ausblendet. Nur muss man an irgendeinem Punkt doch die Frage nach den Bewertungskriterien der Priorisierung fragen, nach den Folgen oder Kollateralschäden der getroffenen Entscheidungen.

Auch wenn man daran denkt, dass im Krankenhaus, vor allem dann, wenn es sozusagen gefährlich wird, die *direkte* Kommunikation zwischen den handelnden Personen – und oft muss es da ja ganz schnell gehen – wichtig ist, im wahrsten Sinn des Wortes lebensrettend sein kann, so ist es meines Erachtens gerade auch aus dieser Richtung betrachtet wichtig, ein Umfeld herzustellen, das eine solche Kommunikation bestmöglich unterstützt.

### Windtner

Mir wurde eine besondere Erfahrung geschildert, unter welchen Bedingungen es sich gut arbeiten lässt. Was haben Kolleg:innen in den Krankenhäusern erlebt? *Ruhe* war ein ganz häufiges Thema. *Ruhe* nicht im Sinne von wenig Betrieb, sondern als die *Ruhe im Stress*, *in* und *trotz* der angespannten Situation. Verschärfte Besuchsregelungen, oder nennen wir es positiver: die klar beschränkte Besuchssituation (keine Gruppen, nur eine Person für eine Stunde usw.) wurden für die konkrete Arbeit sehr entspannend und ruhig erlebt. Natürlich müsste man hier auch fragen, wie das auf der *anderen* Seite, also von Patient:innen erlebt wurde. Hier kollidieren sicher auch individuelle Wahrnehmungen und Bedürfnisse.

Meine Einblicke auf Frühchenstationen – die gehen schon in die Vor-Corona-Zeit zurück – sind ähnlich: Als Erfolg wird gesehen, dass man *noch* früher geborene, *noch* leichtere Kinder durchbringt. Kaum oder gar nicht im Blick ist, wie die Arbeitssituation gestaltet ist. Hier ginge es darum, den Blick zu ändern und auch auf Maßnahmen zu lenken, die gar nicht viel kosten



müssen. Um in der Struktur zu bleiben: Da braucht man einen Primar oder eine Primaria, der oder die das erkennt, dann lässt sich viel verbessern.

### **Androsch**

Was ist Dir abschließend noch wichtig?

### **Windtner**

Wir haben damals mit der *Hörstadt* u.a. gefragt: Wie soll der Stadtraum als Lebensraum gestaltet sein? Wer lebt in Gegenden, die „laut“ sind? Wie verstehen und gestalten wir den öffentlichen Raum als sozialen Gemeinschaftsraum? Wenn man das nach 10 Jahren wieder betrachtet, so gibt es neue Elemente, etwa die Durchdringung des Marktes und unseres Alltags mit Elektromobilität. Auch in der Verkehrspolitik sollte man in Richtung Beruhigung gehen, sollte sich der Verkehrsraum in einen Lebensraum verwandeln. Und auch da geht es darum, ob man die Akustik bereits in den Planungen mitdenkt. Denn durchdachte Planung ist immer billiger als eine Reparatur!

### **Androsch**

Apropos Stadtraum als Verkehrsraum: Als ich zuletzt in Paris war, war es fast unheimlich: Wo sind die Autos? Bin ich überhaupt in Paris? Am Sonntag gibt es um den Triumphbogen keinen Individualverkehr – da fährt wortwörtlich *nichts!* Das ist zuerst eine riesige Irritation, weil man von *Stadt* etwas ganz Anderes erwartet .... oder jedenfalls zu erwarten gelernt hat. Wir können so auch ganz neue *Stadt-Erlebnisse*, *-Vorstellungen*, *-Bilder* lernen.

### **Windtner**

Wenn ich an das Projekt *Klimastadt Linz* denke: da gibt es u.a. einen Bereich zu Lärm bzw. Umwelt, der auch in den Berichten thematisiert wird. Akustik hat hier also ein Feld, das auch in der praktischen Stadtpolitik aufzugreifen sein wird. In der Vermittlung zwischen Interessen, natürlich auch anderer Interessen als ‚nur‘ die der Arbeitnehmer:innen.

Stadtpolitik ist immer der Versuch, Interessen zu vermitteln. Es gibt immer unterschiedliche Ansätze und Lösungsmöglichkeiten, z.B. bei der Frage: wie löse ich das Lärmproblem des Schwerverkehrs? Man könnte den Schwerverkehr an der Stadt vorbeileiten. Dann donnert dieser mit 80 km/h über die zukünftige Ostumfahrung. Man könnte aber auch mit einer Geschwindigkeitsbegrenzung gegensteuern, die es erlauben würde, Teile des Verkehrs durch die Stadt fahren zu lassen.

Solche Diskussionen werden im demokratischen Prozess ausgetragen: In der Stadt als sozialem Raum spiegelt sich so immer auch der Grad und das Gelingen von Demokratie und Mitbestimmung.



# Inklusive Akustik

## Phase 2: Dialoge · Handlungsfelder · Konzepte

Peter Androsch/Reinhard Kren

Ein *hörstadt*-Projekt  
in Kooperation mit Landesrat Stefan Kaineder und dem  
Umweltressort der Oberösterreichischen Landesregierung

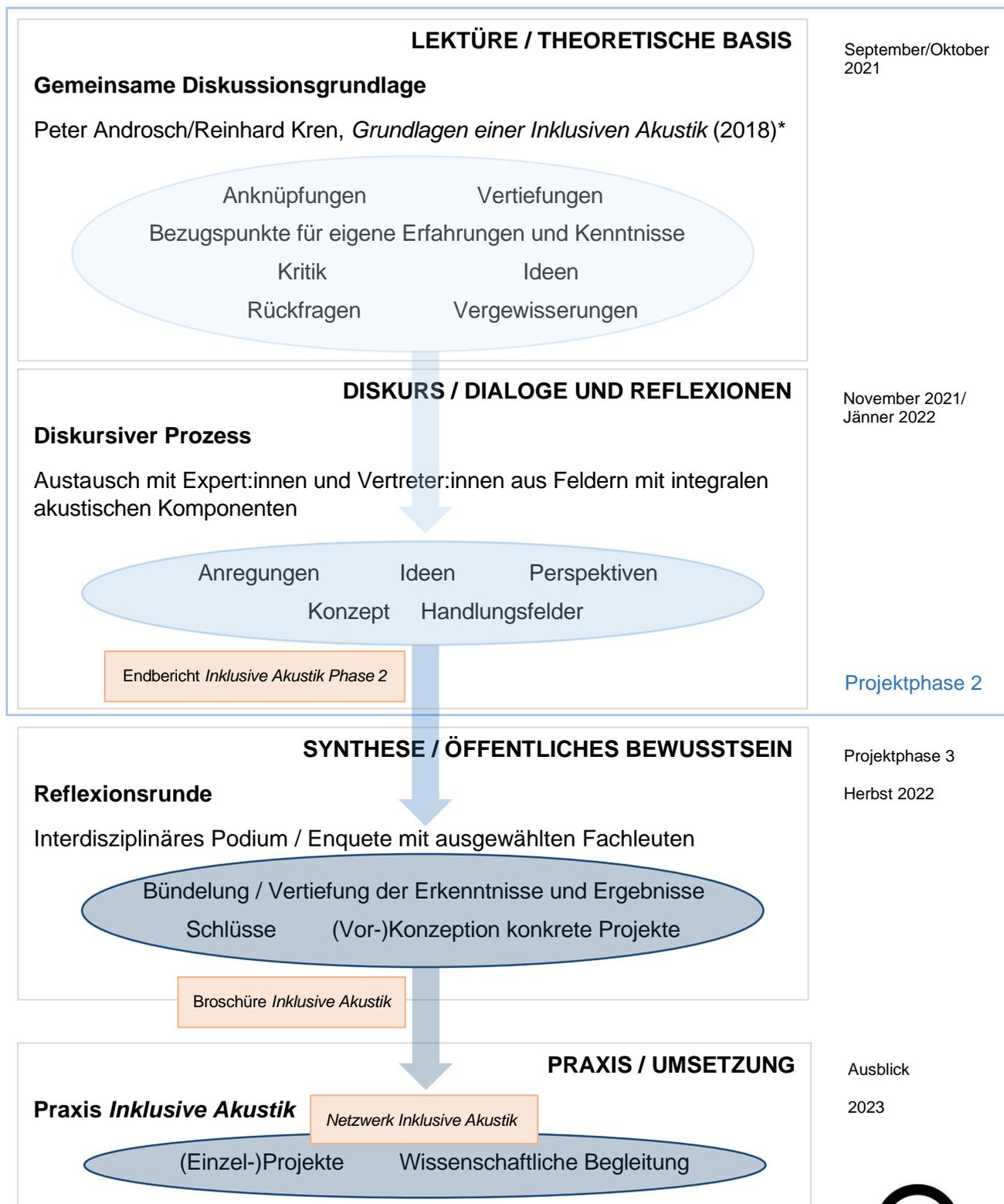
2021/22

hörstadt

Labor für Akustik,  
Raum und Gesellschaft

Niedermayrweg 7  
4040 Linz / Donau

+43-732-78132430  
office@hoerstadt.at  
www.hoerstadt.at



\* PDF unter <http://hoerstadt.at/projekte/inklusive-akustik>

